1,20 DM/Band 88

Neuer Roman

BASTEI

PROFESSOR ZAMORRA

Der Meister des Übersinnlichen



Fr 1,50



Der Guru aus dem Totenreich

Professor Zamorra Nr. 88

von Franc Helgath

erschienen am 01.11.1977

Der Guru aus dem Totenreich

Dumpf und monoton wummerte die Trommel der Erkenntnis. Schrill mischte sich das Schellen der Messingglöckchen in den hohlen Klang. Die kahlen Wände der Katakombe warfen das Echo vielfältig zurück.

Rayanagu bearbeitete das Fell mit den Armstrünken. Er hatte keine Hände mehr. Sie waren ihm vor Jahren abgehackt worden, als man ihn bei einem Diebstahl ertappte. Rayanagu hatte auch keine Stimme mehr. Weil er nicht öffentlich bereute, hatte der Herrscher von Gawilor verfügt, daß man ihm mit einem silbernen Messer die Zunge spaltete.

Die Reue kam erst später. Und dann hatte Rayanagu sich einem Sadhu angeschlossen. Einem heiligen Mann. Shandri war der Guru und Rayanagu sein Diener, der durch die Aufgabe eigener Wünsche den Weg ins Nirwana suchte.

Der Guru wiegte seinen abgemagerten, knochigen Körper im Rhythmus der Trommelschläge. Die skelettartigen Beine im Lotos-Sitz verschränkt, murmelte er die verbotenen Mantras, die seit Jahrtausenden nicht mehr gesprochen werden durften. Shandri wußte nicht, daß die Formeln verboten waren. Auch wußte der heilige Mann nicht, daß er als Mittel zum Zweck mißbraucht wurde. Er diente dem Bösen.

Ein greller Blitz schoß durch sein Bewußtsein, als er die letzte Formel gesprochen hatte. Dann hielt das Grauen Einkehr in diesem Keller unter der Altstadt der Millionenstadt New Delhi. Sadhu Shandri versank in tiefe Trance. Dumpf und monoton wummerte die Trommel der Erkenntnis weiter, obwohl Rayanagu, der Krüppel, aufgehört hatte, sie zu schlagen. Wie festgefroren hingen seine Armstrünke über dem vibrierenden Fell.

Regungslos starrte er in eine bodenlose Dunkelheit. Er nahm seine Umgebung nicht mehr wahr. Rayanagus Geist entrückte dieser Welt, schwang hinaus in unmeßbare Femen.

Anders Sadhu Shandri, sein Guru. Er nahm seine Umgebung durchaus noch wahr.

Gebannt verfolgte er, wie Nebelschwaden aus den Ritzen zwischen den kalten, feuchten Steinplatten hervorstiegen, sich zu schemenhaften Gestalten verdichteten, sich wieder auflösten, nur um sich aufs neue zu Firmen zu ballen. Die Dämpfe wurden bunt, schreiende Farben wirbelten durcheinander. Das Flämmchen der Öllampe flackerte in einem nicht spürbaren Luftzug.

Sadhu Shandris Atem ging rasselnd. Er keuchte erregt. Seine ausgetrockneten Mumienlippen zitterten.

Augenblickelang kehrten seine Gedanken zum Park vor dem Red Fort zurück. Er sah sich auf der von der Sonne gedörrten Wiese stehen, wie er sich der Tortur des *panchi agni* aussetzte, der Buße der fünf Feuer. Die Übung diente der Läuterung durch Selbstkasteiung.

Er mußte dazu in der mörderischen Tageshitze stehen, den Körper unnatürlich verrenkt. Bis zur totalen Erschöpfung. Rayanagu hatte dabei die fünf Feuerstellen um ihn herum mit dem getrockneten Mist heiliger Kühe geschürt, um die selbstauferlegte Qual durch die zusätzliche Hitze noch zu verstärken.

Die Bettelschale war gut gefüllt gewesen an diesem Tag. Neben Münzen und zerknitterten Rupienscheinen auch mit einem in schmutziges Leinen gewickelten Paket. Er wußte nicht, wer das Paket in die Blechschale gelegt hatte. Rayanagu konnte es ihm nicht sagen.

Doch als er das Paket öffnete, empfand er eine tiefe Freude. Die engbeschriebenen Schriftrollen aus Bambusfasern mußten uralt sein. Es waren *vedas* gewesen, geheime Texte.

Sadhu Shandri hielt sie für ein Geschenk des Himmels.

Sie waren ein Geschenk des Teufels.

Und ein menschlicher Satan hatte sie ihm zugespielt…

Er fühlte, wie sein ausgezehrter Körper steif wie ein Stück Holz wurde. Von dem bunt schillernden Nebelgebilde ging eine klamme Kälte aus, die wie Eiswasser durch seine Adern kroch. Er sah zu, wie seine Haut sich ins Grünliche verfärbte, doch er spürte keine Schmerzen. Im Gegenteil: er fühlte sich angenehm entspannt. In seinen Gedanken formulierte sich der Dank an die unbekannte Gottheit, die er gerufen hatte.

Rudrasvin, den Drachenköpfigen…

Sein Name war getilgt in den Schriften der Utschipaden, des Buchs der Bücher, in dem die Weisheit der großen indischen Vergangenheit gesammelt war.

Das Wirbeln der von einer unsichtbaren Macht geschlagenen

Trommel wurde lauter, aggressiver. Licht von nirgendwo verbreitete sich im Raum, durchstrahlte ihn wie eine geheimnisvolle Aura. Das Flämmchen der Öllampe verlosch. Sadhu Shandri saß still und starr. Ohne daß er es wollte, schloß er seine Augen, sah trotzdem mit seinem geistigen Auge weiter, als wären die faltigen, tief in den Höhlen liegenden Lider durchsichtig wie geschliffenes Glas. Eine heitere Ruhe überkam ihn, obwohl das Bild, das sich ihm bot, ein schreckliches war.

Die Gedankenströme eines anderen tasteten in sein Gehirn. Weich und auf eine unsagbare Art klebrig. Ganz kurz nur flackerte das Gefühl des Ekels in Shandri auf, doch es verging schneller als es gekommen war. Die trügerische Gelassenheit aber blieb. Ungeheuerlichste Gedanken wurden als Selbstverständlichkeiten hingenommen.

Shandri auf, doch es verging schneller, les tun würde, was die Geisterstimme in seinem Inneren ihm abverlangte. Was es auch sei. Sadhu Shandri hatte keinen eigenen Willen mehr. Ekstatisch zuckte sein zum Skelett abgemagerter Körper zum immer forderndner dröhnenden Stakkato der Trommeln.

Dann ein Sirren und Singen in seinem Gehirn. Nie gehörte Sphärenklänge brachten Nerven und Muskelfasern zum Schwingen.

»Ich bin bereit, großer Rudrasvin…« murmelte der Sadhu tonlos. »Ja. Ich bin bereit. Ich empfange deine Befehle, o Herr. Verfüge über Shandri, deinen Diener…«

Der stofflose Nebel hatte sich verdichtet, geordnet waren seine grellen Farben. Ein Dämonenwesen schwebte materialisiert im dunklen, stickigen Gewölbe, über das der nächtliche Verkehr der Altstadt hinwegbrauste. Ein dumpfes Summen nur, das Shandri nicht mehr hörte. Er lauschte der Stimme, die zu ihm sprach. Sein von asketischen Zügen geprägtes Gesicht schien verzückt. Ein Ausdruck stiller Freude verschönte die eingefallenen Wangen, den verdreckten und ungepflegten, weißen, spärlichen Bart am Kinn, der in einer bräunlichen Spitze knapp über dem spitz hervorstechenden Brustbein auslief. Darunter wölbten sich die Rippenbögen, von einer ledrigen Haut umspannt.

Der Sadhu sah aus, als hätte man ihm die Haut über das Skelett gezogen. Die Haut, die jetzt von innen heraus grünlich zu schimmern schien.

Demütig hatte er den Nacken gebeugt. Die Hände vor der Stirn gefaltet saß er da.

Aus den wallenden farbigen Nebeln war ein Gebilde geworden, das fast den ganzen Raum ausfüllte. Halb Mensch, halb Drache starrte das Wesen mit brennenden Augen auf Sadhu Shandri herunter. Oberkörper und Beine waren die eines muskulösen Mannes und glänzten golden wie der Bauch einer Wespe. Um die Taille war ein mit

funkelnden Edelsteinen besetzter Dhoti, ein Lendenschurz, geschlungen, wie ihn auch der heilige Mann und sein Diener trugen. Nur daß ihre Dhotis verschmutzt und zerrissen waren.

Aus dem Hals des Wesens wuchs ein Drachenkopf, der vorne zu einem spitzen schwarzen Schnabel zulief, aus dem eine hellrote Zunge schlängelte. Darüber leuchteten bernsteingelbe Augen.

In der einen Hand hielt der Dämon einen geschwungenen Bogen, in der anderen einen Köcher mit seltsam anmutenden Pfeilen. Ihre Spitzen hatten ebenfalls die Form eines Flugechsenschnabels. Aus dem Rücken des Wesens wuchsen breitgefächerte Flügel ähnlich denen einer Fledermaus. Sie glänzten wie schwarzes Pergament und endeten in furchtbaren Krallenpaaren, die einen Menschenkörper mit einem Hieb zerfleischen konnten.

Der Schnabel klappte auf und zu. Die Hand mit dem Bogen zog einen der Pfeile aus dem Köcher, legte ihn auf die Sehne, spannte sie. Die Spitze zeigte genau auf das Herz des Gurus.

Sirrend verließ der Pfeil die Sehne, bohrte sich in die ausgemergelte Brust des Hindu-Mönches. Er war lang genug, um am Rücken wieder herausragen zu müssen, doch der Pfeil verschwand völlig im Körper. Die Stelle, an der er eingetreten war, ließ keine sichtbare Verwundung erkennen. Nur ein brandrotes Mal blieb. Es hatte die Form eines Echsenkopfes.

Der Shadu saß unverändert, lauschte einer inneren Stimme, die nicht mehr die eigene war. Sadhu Shandri war ein anderer geworden. Er nickte nur immer wieder.

Und als das Spukgebilde verschwand, wiederholte er immer wieder: »Ja, Rudrasvin. Ich werde töten. Ich werde dreimal für dich töten. Komm ganz zurück in diese Welt, Rudrasvin. Komm für immer zurück…«

Das Trommeln wurde leiser und verstummte schließlich. Die Rollen aus Bambusfasern, die zu den Knien des Gurus lagen, glühten kurz auf. Dann eine lautlose Explosion, und von den Steinplatten stieg eine weiße Qualmwolke auf. Als sie verzogen war, waren die *vedas* verschwunden. Nicht mal ein Häufchen Asche blieb davon.

Minutenlang blieb der Sadhu in Trance versunken sitzen. Rayanagus Armstrünke sanken auf die Trommel hinab, doch sie bearbeiteten das Fell nicht mehr. Plötzlich begann das Öllämpchen wieder zu brennen. Der Schatten der beiden Männer geisterte zuckend über die kahlen Wände, die aus in der Sonne getrockneten Lehmziegeln aufgeschichtet waren. Ein beißender Geruch blieb zurück im Kellergewölbe.

Der Puls des heiligen Mannes, der die letzten Sekunden über gerast war, beruhigte sich allmählich. Rayanagus Blick kam aus den Fernen zurück und nahm das Geschehen wieder auf. Sein Mund stammelte Unverständliches. Als sein Guru sich aus dem Lotos-Sitz erhob, folgte

er seinem Beispiel. Hinter seinem Meister stieg er eine schmale Holzleiter hoch, die ins Erdgeschoß führte.

Sie tauchten in den rückwärtigen Raum einer Teestube. Bis auf einige Bambusmatten war der Raum leer. Sorgfältig verriegelte der Sadhu die Falltür wieder, nachdem er dem Krüppel Rayanagu aus der schmalen Öffnung geholfen hatte.

»Wir haben zu tun, Rayanagu«, sagte der heilige Mann mit brüchiger Stimme.

Sein Diener nickte und verbeugte sich.

Kurz darauf verschluckte sie das exotische Gewirr auf der lärmdurchfluteten Straße. Sie wandten sich nach Süden. Frauen in bunten Saris und Männer in weißen Umhängen wichen dem heiligen Mann ehrerbietig aus. Rikscha-Fahrer schlugen einen weiten Bogen mit ihren abenteuerlichen Gefährten.

***

Shandri war unterwegs, das zu tun, was ihm geheißen worden war. Er ließ die ummauerte Altstadt durch das Delhi Gate hinter sich, ging dann durch die Mir Dard Road, um auf den Connaught Place zu stoßen. Über den Häusern rund um den kreisförmigen Platz zuckten die Lichtreklamen hauptsächlich amerikanischer und japanischer Multis. Hier traf man auch auf Männer und Frauen in westlicher Kleidung, die sich in den Läden der Arkadengänge umsahen und ihrer Lieblingsbeschäftigung, dem Einkäufen, nachgingen, obwohl schon längst die Nacht hereingebrochen war. Hier ist auch das Zentrum der Bettler und fliegenden Händler, die Touristen billigen Schund andrehen wollen. Meist mit Erfolg.

Sadhu Shandri schlug den Weg durch den Janpath ein, der mittenhinein in den modernen Teil New Delhis führte. Ausländische Regierungen unterhielten ihre Botschaften dort. Reiche Kaufleute bewohnten prächtige Villen. Auch die Weißen hatten sich hier niedergelassen.

Rayanagu folgte dem Guru wie ein Schatten und trug die Blechschüssel und zwei Schlafmatten hinter ihm her. Es war ihre ganze Habe.

Nach sechs Kilometern erhob sich der Hotelturm des Oberoi Intercontinental über die Parklandschaft. Barfuß, wie sie waren, schritten die beiden Männer aus.

Bitterste Armut dann wieder gleich in der nächsten Umgebung des Luxus-Hotels. Postenketten sorgten dafür, daß Bettler und Leprakranke nicht bis vor den pompösen Eingang mit dem Baldachin kamen. Sie Wurden erbarmungslos vertrieben.

Doch der Eingang des Oberoi an der Lodi Road war auch nicht das Ziel des Sadhu. Er bog von der Hauptstraße zu einem

Ruinengrundstück ab. Auf ihm hatten unverheiratete Sikhs einen Lagerplatz errichtet. An ihren bunten Turbanen und sorgfältig geknüpften Bärten waren sie leicht zu erkennen.

Auf die machte der Hindu-Mönch weniger Eindruck. Sie gehörten einer anderen Religion an. Sie glauben nur an Hari, einen einzigen Gott, und verehren den Goldenen Tempel von Amritsar. Von der Askese der Hindus und von ihrem Fatalismus halten sie nur wenig. Deshalb brachten sie es auf der Wirtschaftsleiter auch auf eine höhere Position. In Delhi lebten sie hauptsächlich als Kaufleute, Fabrikanten und Taxifahrer, die Reiche und Touristen in Straßenkreuzern durch die Stadt chauffierten.

Vor einem ihrer Treffs machte Sadhu Shandri jetzt Halt, von herumstehenden Sikhs mißtrauisch beäugt. Andere saßen auf Holzbänken unter einer aufgespannten Plane aus Armeebeständen, die am Tag die Hitze abhielt. Jetzt in der Nacht war es kühl. Die Männer drängten sich an einem offenen Feuer zusammen, über dem ein Teekessel hing, aus dem es aromatisch duftete.

Sie liebten den Tee heiß und süß. Dazu gaben sie ranzig schmeckende Ziegenmilch. Auf einer Schieferplatte wurden Maisfladen gebacken, über die sich weißer Rauch kräuselte, bis der kühlere Nachtwind ihn zerstob.

Die Sikhs waren Taxifahrer, die auf ihren nächsten Einsatz warteten. Dem Arbeitsplatzmangel begegneten sie auf ihre Weise. Jeder übernahm drei Fuhren, dann wechselten sie sich wieder ab.

Der Sadhu grüßte. Rayanagu senkte den Kopf.

»Zu uns braucht ihr nicht zum Betteln zu kommen«, sagte ein hochgewachsener stolzer Jünger Haris mit vor der Brust verschränkten Armen.

Shandri schaute ihn nur starr an, und der Sikh schwieg.

»Wir betteln nicht«, sagte der heilige Mann eisig. Seine Stimme klang hohl. Sie wollte nicht zu seinem abgezehrten Körper passen. »Wir brauchen ein Taxi.«

Erstaunt riß der Sikh die Augenbrauen hoch und betrachtete die beiden abgerissenen Gestalten näher.

»Könnt ihr denn überhaupt bezahlen?«

- »Rayanagu!«

Shandris Diener stolperte vor in den Lichtkreis des Feuers. Er zog einen Lederbeutel aus seinem Dhoti. Einem heiligen Mann war es verboten, Geld zu berühren. Rayanagu nestelte mit seinen Armstrünken am Beutel herum. Er hatte sich mit Riemen Holzstücke an die Arme gebunden und bediente sich ihrer mit ungeheuerer Fertigkeit. Dann ließ er den Sikh in den Beutel sehen.

»Wohin?« fragte der hochgewachsene Sikh knapp. Er schien der Führer der vielleicht fünfzehn Männer zu sein.

»Old Rohtak Road«, antwortete Sadhu Shandri und gab damit eine Straße am entgegengesetzten Ende der Stadt an.

»Meinetwegen«, sagte der Sikh schließlich. »Aber faßt mit euren schmutzigen Finger nicht überall hin.«

Shandri verbeugte sich.

»Es wird nicht geschehen.«

»Godan!« rief der Führer der Sikhs. »Du übernimmst diese Fuhre.«

Ein kleiner, bartloser Mann in europäischem Anzug, jedoch mit Turban, löste sich aus der Gruppe.

»Kommt mit. Der Wagen steht draußen auf der Straße.«

Es war ein Datsun, und sowohl Shandri als auch Rayanagu stellten sich ungeschickt an, als sie in den Fond kletterten. Noch keiner von ihnen hatte jemals in einem Auto gesessen. Der Sadhu hatte hinter dem Fahrer Platz genommen.

Schon bei der nächsten Querstraße befahl der Hindu-Mönch anzuhalten. Verwundert gehorchte der Fahrer. Er drehte sich nach hinten, um zu fragen, was denn los sei.

Und erstarrte.

Hinter ihm saß nicht mehr der hohlwangige Guru. Zumindest hatte sich sein Aussehen auf eine schreckliche Art verändert. Anstelle des knochigen Asketenkopfs saß ein Echsenschädel mit spitz zulaufendem Schnabel. Noch ehe der Fahrer einen Angstschrei ausstoßen konnte, hatte sich eine klauenartige Hand auf seine Schulter gelegt, die ihn zum Verstummen brachte.

»Bleib gelassen«, kam es zwingend aus dem Echsenschnabel, während Rayanagu wieder in diesen tiefen tranceartigen Zustand zurückverfallen war, in dem er seiner Umgebung entrückte.

Die Krallenhand auf der Schulter des Fahrers erstrahlte sekundenlang von einem inneren Feuer erhellt auf. Danach verhielt sich der bartlose Sikh, als wäre es die natürlichste Sache der Welt, ein Dämonenwesen durch New Delhi zu fahren. Willig folgte er allen Weisungen, die der Dämonensadhu ihm gab.

Er ließ das Wesen und seinen Begleiter vor der Einfahrt zum Gelände des Oberoi Interconti aussteigen und sah nicht mehr, wie sie in einer Buschgruppe verschwanden.

Der Taxifahrer durfte die Postenkette passieren. Er hatte die Erlaubnis dazu und reihte sich ein in die Schlange der anderen wartenden Taxis, die weiße Gäste zu irgendwelchen Zielen der Stadt bringen wollten.

Sadhu Shandri und Rayanagu jedoch verschmolzen mit der Dunkelheit nachtschwarzer Sträucher und schlichen zur Ausfahrt, durch die »ihr« Taxi wieder kommen mußte.

Es war das fünfte.

Der zum Halbdämon gewordene heilige Mann sprang vor den

Kotflügel. Der Wagen hielt mit kreischenden Bremsen an. Shandri war gar nicht mehr ungeschickt, als er diesmal den Wagenschlag aufriß und sich neben einen völlig entgeisterten Engländer setzte, ihn in die Ecke drängte, während Rayanagu vorne einstieg.

Der Europäer wollte schreien, doch als der Sadhu ihm die Hand auf die Brust legte, lastete plötzlich ein Alpdruck auf ihm, der ihm sämtliche Luft aus den Lungen preßte. Er brachte nur ein hilfloses Röcheln hervor. Angstschweiß perlte auf der Stirn des Mannes.

»Rama Krishna Puram«, gab der Sadhu mit einem Echsenschädel jetzt als neues Ziel an. Es war eine Verbrennungsstätte von Leichen. Die größte von New Delhi.

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Die Lampen an den Straßen standen in immer größeren Abständen, bis schließlich nur noch die Talglichter aus den Wellblech- und Papphütten an den Straßenrändern die Bürgersteige kaum erhellten.

Sie durchquerten das Slumviertel von Sarojini Nagar und befanden sich dann fast übergangslos in den Außenbezirken der Stadt. Aus der Ferne leuchteten die Feuer der Scheiterhaufen. Dunkle Qualmwolken stiegen Tag und Nacht über ihnen auf.

Der Datsun überholte einen Lastwagen mit Leichen der Ärmsten, die von der Stadtverwaltung beseitigt werden mußten. Dafür gruben Schaufelbagger Massengräber. Man warf die namenlosen Toten hinein, überstreute sie mit Desinfektionsmitteln und schob die Erde wieder drüber.

Das Gelände war nicht eingezäunt.

»Halt«, sagte Shandri mit dem Echsenkopf, und der Fahrer gehorchte.

Der Dämonenguru scheute das Licht der Scheiterhaufen. Mit unmenschlicher Kraft schleifte er den bewußtlos gewordenen Weißen, der mindestens viermal so schwer war wie er selbst, hinter sich her. Der Fahrer blieb im Auto sitzen, schaute stur nach vorne aus der Windschutzscheibe. Der Halbdämon erlaubte es ihm nicht zu sehen, was um ihn herum vorging. Er würde sich schon bald an nichts mehr erinnern können.

Der ehemalige heilige Mann ließ seine Last fallen und kehrte zum Wagen zurück.

»Du kannst fahren«, sagte er durch das geöffnete Fenster. »Dein Geist sei frei von quälenden Erinnerungen. Doch morgen wirst du mich an derselben Stelle erwarten.«

Der Sikh nickte und legte den Gang ein. Kurz darauf hatte er gewendet, und die Rücklichter verloren sich in Richtung Nagar-Slums. Der Lastwagen mit den Toten holperte auf das Gelände. Die Lichtfinger der Scheinwerfer ertasteten Sadhu Shandri voll, und er wandte sich schnell ab. Sein Kopf war immer noch der des Adepten Rudravins, des vergessenen Halbgottes. Der Lastwagen ratterte vorbei.

Shandri packte den Bewußtlosen wieder. Ein scharfer Befehl, und Rayanagu half ihm dabei.

Sie zerrten den Weißen über heruntergebrannte Aschenhaufen hinweg in die finsterste Ecke des Geländes. Dort richteten sie den Körper des Mannes nach Süden aus.

Sadhu Shandri kniete zu Füßen des Mannes nieder und streckte die Arme weit über den Kopf. Rayanagu kauerte sich zu Boden wie ein getretener Hund, der sich in eine Ecke verkrochen hat. Seine Augen blickten leer. Er war nur mehr Werkzeug in den Händen seines pervertierten Gurus, bereit, jedem seiner Befehle willig zu gehorchen.

Der bleiche Mond trat hinter einem Wolkenfetzen hervor und übergoß die gespenstische Szenerie mit silbrigem Schein. Ein leichter Wind kam auf.

Der Dämon-Mönch kniete still. Die bernsteinfarbenen Augen über dem spitzen schwarzen Schnabel waren von faltigen Lidern verschlossen. Der Kehle entrang sich ein heiseres Krächzen, in dem Mantras formuliert wurden, die Sadhu Shandri, als er noch ein heiliger Mann gewesen war, nicht gewußt hatte. Sie entstanden von selbst in seinem Gedächtnis, wurden geweckt von der geheimnisvollen Gewalt, die sich seiner bemächtigt hatte.

Als er die Augen öffnete, sah er einen schwarzen Punkt vom Mond heruntergleiten. Klatschender Flügelschlag wurde laut. Zwischen den Schwingen glänzte es golden. Der Punkt vergrößerte sich rasch, wuchs an zu Rudrasvin, den er gerufen hatte. Der Himmel verdunkelte sich, als der Dämon über den Leichenplatz glitt und sich Sadhu Shandri gegenüber niederließ.

Der Echsenkopf wackelte. Der unselige Sadhu erhob sich, trat einige Schritte zurück.

Er wurde Zeuge, wie der Dämon seinen Schnabel in die Brust des Bewußtlosen versenkte und den Mann aufsaugte.

Der Körper des Weißen fiel zusammen wie ein Luftballon, in den man ein Loch gestochen hatte, wurde weniger und weniger und verschwand schließlich ganz im Inneren von Rudrasvin, dem vergessenen Gott, den menschlicher Frevel zurück auf die Welt geholt hatte.

***

Professor Zamorra hatte auf einem der zerbrechlich wirkenden Stühle Platz genommen, die an venezianische Kunstschmiedearbeiten erinnerten. Doch die grazilen Sitzgelegenheiten im Coffee Shop des Oberoi waren stabiler, als sie aussahen.

Der Parapsychologe aus Frankreich bestellte ein frugales Frühstück. Nicht zu opulent, aber auch nicht zu wenig. Er kannte Nicole Duvals morgendlichen Heißhunger zur Genüge. Dazu kam, daß sie die

indische Küche innerhalb weniger Tage lieben gelernt hatte. Das schlug sich auf Zamorras Bestellung nieder.

Er orderte die ungeheuer süßen indischen Kuchen, Mango Juice, Kaffee und zwei Fruchtcocktails als Nachspeise. Dazu gebutterten Toast mit einheimischen Marmeladen.

Nicole ließ auf sich warten. Nach einer durchfeierten Nacht benötigte sie etwas länger für ihre Morgentoilette. Sie hatten sich im »Taj«, im Dachrestaurant des Oberoi hoch über dem Lichterglanz Delhis, königlich amüsiert und auch einen netten Tischnachbarn gefunden.

Graham Beckel hieß der Amerikaner, und er vertrat eine amerikanische EDV-Firma. Der gutaussehende Mann war sofort für Nicole, seine hübsche Sekretärin und Mitarbeiterin, entflammt.

Doch Nicole Duval war für Professor Zamorra noch eine ganze Menge mehr. Sie teilte dann und wann auch das Lager mit ihm. Graham Beckel hatte bei der kapriziösen Französin keine Chancen, was ihn jedoch keineswegs gehindert hatte, ihr heftig den Hof zu machen. Er war nicht ausfällig dabei geworden, und Professor Zamorra schrieb ihm das gut. Daß Nicole etwas zur Seite flirtete, gehörte zu ihrem Naturell wie ihre andauernd wechselnde Haarfarbe, da sie sich einbildete, jede neue Creation auf dem Kosmetikmarkt ihrer Frisur angedeihen lassen zu müssen. Zur Zeit trug sie weißblond mit einem Schimmer ins Violette.

Der Kaffee wurde trotz der Warmhalteplatte langsam kalt. Zamorra schaute auf die Uhr. Als er wieder hochsah, bemerkte er, daß die Köpfe sämtlicher dienstbaren Geister des Coffee Shops in eine Richtung fuhren.

Dann hörte er auch schon das Klappern von Nicoles hohen Absätzen auf dem Marmorboden.

Professor Zamorra brauchte sich nicht umzuschauen und genoß das. Die junge schöne Frau kam genau auf ihn zu. Eine Wolke ihres Parfüms schwebte ihr voraus.

»Bonjour, Monsieur«, trällerte sie fröhlich und beschwingt. Sie brachte gute Laune mit in den Raum, und einige der älteren Gäste lächelten stillvergnügt, als ihre Erinnerungen vergangene Zeiten heraufbeschworen, in denen sie auch so nette Käfer als Gesellschaft hatten.

Zamorra zog im Sitzen einen Stuhl zurück und wies galant mit der Hand darauf.

»Bitte sehr, Mademoiselle. Man hat gut geschlafen?«

Der Schalk blitzte in Nicoles gesprenkelten Augen, die sämtliche möglichen Farben einer Iris in sich vereinigten und ihre Farbe auch noch wechseln konnten. Je nach Stimmungslage. Jetzt glitzerten sie grünlich und signalisierten Freude.

Nicole hob gespielt tadelnd den Zeigefinger und sagte:

»Monsieur sollten das eigentlich sehr gut wissen…«

Zamorra lächelte. Er wußte. Der Rest der Nacht war noch schöner gewesen als der Tanzabend im »Taj«. Sie bewohnten gemeinsam eine Suite im Westflügel, und die Verbindungstür war diesmal offen geblieben.

Er schenkte Kaffee in die Tasse des zweiten Gedecks.

»Ist Mister Beckel noch nicht hier?« fragte Nicole und griff nach einem frischen, knusprigen Toast.

»Nein«, antwortete Professor Zamorra. »Er ist wohl nicht gleich aus den Federn gekommen. Wie spät war es gestern eigentlich?«

»Nicht ganz vier«, plauderte Nicole. »Aber Graham ging noch später ins Bett als wir.«

»Ja?«

»Ich bin doch nach dem Duschen noch kurz hinaus auf den Balkon. Ich müßte mich schon sehr täuschen, wenn er es nicht gewesen wäre, der vor dem Hotel noch auf und ab lief und eine Zigarette rauchte. Ich hatte mein Négligé an. Graham winkte mir zu. Er war es bestimmt.«

Zamorra biß sich auf die Unterlippe. Er liebte es nicht so sehr, wenn auch andere Männer in den Genuß Nicoles kaum verhüllter weiblicher Reize kamen. Bei all seiner Fortschrittlichkeit: in diesem Punkt war er altmodisch wie ein Ehemann der bürgerlichen Mittelschicht.

Das kapriziöse Mädchen erkannte seine Reaktion sofort und lachte trotz der anderen Gäste ungeniert und silberhell auf.

»Ich hatte mir doch den Bademantel übergeworfen.«

Professor Zamorra fühlte sich ertappt und wechselte schnell das Thema, bevor die Röte ihm bis unter die Haarwurzeln kroch.

»Was steht für heute in unserem Terminplan?«

»Graham wollte uns zeigen, wo du am besten deinen Guru findest. Wie du weißt, war er schon x-mal in Delhi. Er meinte, er kenne sich hier besser aus als in Chikago. Und seine Abschlüsse hat er ja schon gemacht. Er legt nur noch drei Tage eine Feierschicht ein.«

Nicole hatte eben beiläufig Professor Zamorras Grund für seinen Aufenthalt in New Delhi und auf dem indischen Subkontinent überhaupt genannt. Zamorra machte keinen Urlaub.

Er schrieb gerade an einem Buch über paranormale Fähigkeiten von Leuten, die sich durch Meditation und manchmal auch Psychodrogen in Zustände versetzen, in denen sie fähig werden, Sachen zu tun, die ein Normalsterblicher allem menschlichen Ermessen nach eigentlich nicht vollbringen dürfte, die den Rahmen alles Üblichen sprengten. Und wo konnte man auf Fakire und Yogis eher treffen als gerade in Indien, in dem das Leiden Tradition hatte?

Er wollte Berichten über angebliche Wundertäter nachgehen, die gerade wieder durch die westliche Presse geisterten, um die Sommerzeit, die Saure-Gurken-Zeit zu überbrücken, in der die

Informationen spärlicher als im übrigen Jahr flossen.

Zamorra war froh, auf den sympathischen Amerikaner mit dem blonden Bürstenhaarschnitt gestoßen zu sein. Er hatte sich schon in den wenigen Gesprächen, die sie bisher geführt hatten, als exzellenter Kenner von Land und Leuten erwiesen und ihm auch bereits einige wertvolle Tips geben können.

Sie hatten ihr Frühstück schon fast beendet, nippten noch am Mango-Juice, und Graham Beckel hatte sich immer noch nicht sehen lassen.

Zamorra begann, unruhig zu werden. Ungute Ahnungen überfielen ihn. Er erschrak darüber, denn seine Ahnungen trogen ihn nur selten.

Er war nicht nur Wissenschaftler. Die Umstände hatten es mit sich gebracht, daß er verschiedentlich auch Schlagzeilen als gnadenloser Dämonenjäger machte, wenngleich die wenigsten Menschen wußten, weshalb er immer wieder Auseinandersetzungen mit der Geisterwelt und den Zwischenreichen hatte.

Vor Jahren hatte er ein Schloß an der Loire geerbt. Und mit ihm eine ungeheure Verantwortung, denn in der Hinterlassenschaft hatte sich das Zauber-Medaillon des legendären Leonardo de Montagne, eines seiner Vorväter, befunden. Das silberne Amulett, das ihm Macht über Dämonen, Werwölfe und Vampire verlieh.

Und so hatte Professor Zamorra den Mächten des Bösen einen immerwährenden Kampf angesagt.

Sollte es schon wieder soweit sein?

Unruhig rutschte der Dämonenjäger aus dem friedlichen Tal der Loire auf seinem Stuhl hin und her. Nicole entging sein plötzlicher Stimmungsumschwung nicht. Im Lauf der Jahre hatte sie einen sehr feinen Sinn dafür herausgebildet.

Ihr Blick war eine einzige Frage. Nicoles morgendliche Fröhlichkeit schmolz dahin wie Butter in der Sonne.

»Du machst dir doch nicht etwa Sorgen, Chef?«

Zamorra zuckte mit den Schultern.

»Ich weiß nicht«, sagte er.

»Dann weiß ich's«, meinte Nicole resignierend. »Es hat etwas mit deinem Amulett zu tun?«

Der Professor schüttelte den Kopf. Er hatte es nicht umgelegt. Es ruhte seit ihrer Ankunft im Hotelsafe, um alle Risiken auszuschließen. Es wäre nicht das erste Mal gewesen, daß das wertvolle Medaillon ihm abhanden gekommen wäre. Nicht auszudenken, wenn es in die falschen Hände geriet. In den Fängen eines Unwürdigen konnte das silberne Amulett Leonardo de Montagnes zu einer Zeitbombe werden, die niemand mehr zu entschärfen vermochte.

»Wir sollten uns erkundigen, ob Mister Beckel noch auf seinem Zimmer ist«, meinte er vage, winkte einen Ober herbei und zeichnete die Rechnung ab.

Sie stiegen die Treppe hinauf zur Rezeption, denn der Coffee Shop befand sich auf der Rückseite des Gebäudes im Souterrain. Ein riesiger nierenförmiger Swimmingpool — einer von dreien — spiegelte die Vormittagssonne wider.

Im ausgedehnten schlauchförmigen Foyer mit den wertvollen Kristallüstern und Vitrinen, in denen heimischer Schmuck ausgestellt war, steuerte Professor Zamorra zielstrebig den Palisandertresen an. Wie immer war der Empfang mit drei Männern besetzt, die alle drei neugierig den Hotelgast ansahen. Sie waren es nicht gewohnt, daß ein Mann ein hübsches Mädchen hinter sich herzog. Nicole konnte ihrem Chef kaum folgen. Im Oberoi ging man nicht. Man schritt oder man wandelte. Der Dienstälteste der Rezeption zog indigniert die Augenbrauen zusammen. Das Panikgefühl in Professor Zamorra war angewachsen.

»Schnell«, sagte er. »Verbinden Sie mich bitte sofort mit dem Zimmer von Mister Graham Beckel. Zimmer 610. Bitte schlafen Sie nicht ein, Monsieur.«

In der Eile hatte er französisch gesprochen, und der Mann verstand kein Wort. Professor Zamorra wiederholte sein Anliegen auf Englisch.

»Gehen Sie bitte in Kabine Nummer 4«, meinte der Mann, der seinen Wunsch entgegennahm.

»Zum Teufel!« wurde Zamorra lauter und nahm dem Braununiformierten den Telefonhörer aus der Hand. Die Zimmernummer war mit der Telefonnummer identisch. Er wählte. Der Hotelangestellte sah zur Seite. Er war bessere Manieren gewöhnt.

Doch Professor Zamorra pfiff auf Umgangsformen, wenn es vielleicht um ein Menschenleben ging.

Und hier ging es um das Leben von Graham Beckel. Inzwischen waren seine Ahnungen so übermächtig in ihm geworden, daß er jeden Eid darauf geleistet hätte.

Entnervend klang das Tuten an seine Ohren. Es hob niemand ab. Zamorra schlug die Gabel dem Gehäuse entgegen und versuchte es aufs neue.

»Der Gast von Zimmer 610 ist nicht auf seinem Zimmer«, meldete sich der Empfangschef. »Sein Schlüssel liegt im Fach.«

»Dann geben Sie her.«

»Das darf ich nicht, Sir.«

Zamorra stieß innerlich einen Fluch aus. Er ließ ihn nicht laut werden. Doch dann bemühte er sich um Ruhe.

Der Hotelangestellte durfte seine Kompetenzen nicht überschreiten, und für den Normalfall war das auch richtig so.

Aber Graham Beckels plötzliches Verschwinden war kein Normalfall mehr. Professor Zamorra wußte es!

Er holte die Quittung für seine Safe-Einlage aus der Brieftasche.

»Geben Sie mir das«, sagte er und reichte den blauen Zettel über den breiten Tresen.

»Das kann ich für Sie tun, Sir«, meinte der Empfangs-Chef. Diesmal spurte er, als wolle er den Hotelgast dafür entschädigen, daß er ihm Beckels Schlüssel nicht aushändigen durfte. Sekunden später hatte er eine Schmuckschatulle aus einem verchromten Behälter geholt und vor Professor Zamorra gelegt. Zamorra nahm die Schatulle an sich und quittierte den Empfang. Dann hastete er mit Nicole an der Hand auf die Lifts zu. Der Empfangschef schaute ihm pikiert nach und wandte sich wieder anderen Arbeiten zu.

Zamorra drückte den Knopf zum sechsten Stock. Das Zimmer Nummer 610 lag aus der linken Seite.

Die Tür zu Beckels Appartement stand offen. Davor ein Putzwagen. Der Reinigungsdienst war unterwegs.

Zwei Inderinnen machten sich im Raum zu schaffen. Das Bett war gemacht.

Es bedurfte nur eines geringen Trinkgelds, um zu erfahren, daß das Bett nicht vom Zimmerdienst gemacht worden war. Der Auskunft nach war Graham Beckel die Nacht über nicht in seinem Zimmer gewesen. Die beiden Mädchen hatten das Bett unberührt vorgefunden.

Professor Zamorra sah seinen Verdacht bestätigt. Sie hatten vereinbart, sich zum Frühstück um zehn zu treffen. Und jetzt war es elf. Graham Beckel war verschwunden.

»Chef?« fragte Nicole, die eine ganze Menge Fragen hatte. Doch Zamorra blieb kurzangebunden. Ihm war nicht nach Diskutieren zumute. Er fühlte die Wärme des strahlenden Amuletts sogar durch die Schatulle.

Mit dem sympathischen Amerikaner mußte etwas geschehen sein, was mit herkömmlichen Mitteln nicht mehr zu erklären war.

Trotzdem würde er zur Sicherheit erst das Polizeipräsidium aufsuchen.

***

Ein Taxi brachte ihn hin. Seine Sekretärin behielt Professor Zamorra im Schlepp. Für alle Fälle. Zum Beispiel auch für den Fall, ausgerechnet auf einen sturen Beamten zu treffen. Und bei diesen Gelegenheiten konnte Nicoles bloße Anwesenheit manchmal wahre Wunder wirken. In ihrem Beisein wurden auch die wildesten Männer Wachs.

Das Polizeipräsidium war in einem weitläufigen Bau bei den Mughal Gardens in der Nähe des Parlamentsgebäudes untergebracht. Dem Stil nach stammte der Bau noch aus der Kolonialzeit. Das Taxi durfte nicht durch das streng bewachte Gatter fahren.

Zamorra entlohnte den Driver.

Die Polizisten standen stramm, als sie das Tor passierten.
Vor Nicole Duval.
Im stillen gratulierte sich Zamorra zu dem Einfall, seine Sekretärin mitgenommen zu haben. Sie ersparte ihm eine Menge Bestechungsgelder, denn die Bürokratie hing noch standhaft den Zeiten der Regierung Indira Gandhis nach. In dieser Hinsicht ganz besonders.
In der Empfangshalle sah er eine Wegweisertafel. Die Mordkommission befand sich im zweiten Stock. Ein gewisser Richard Roudington war ihr Leiter. Der Name klang englisch. Das war auch nicht verwunderlich. Nach der Kolonialzeit waren viele Briten im Land geblieben. Einige Familien waren schon seit sechs Generationen hier ansässig.
Das Polizeipräsidium verfügte sogar über einen Paternoster. Den einzigen von New Delhi. Zamorra und Nicole fuhren hinauf in die zweite Etage.
Der Professor meldete sich im Vorzimmer an und brauchte nicht lange zu warten. Schon nach zwei Minuten wurden sie vorgelassen.
Es war heiß.
Richard Roudington thronte hinter einem leeren Schreibtisch. An der Decke quirlte ein Ventilator die stickige Luft durcheinander, ohne Kühlung zu bringen. Die Fenster waren geschlossen.
Roudington mußte einen ruhigen Posten schieben, denn in Delhi passierten kaum Morde. Und wenn jemand ermordet wurde, erfuhr die Polizei nur in den seltensten Fällen davon. Selbstjustiz ist üblich. Im Gegensatz zu Bom bay, Kalkutta oder Madras ist Delhi in dieser Hinsicht tiefste Provinz.
Der Chef der Mordkommission schaute Professor Zamorra gelangweilt entgegen. Sein Gesicht hellte sich jedoch auf, als er Nicole erblickte. Er sprang von seinem Sessel hoch.
»Womit kann ich Ihnen dienen?« fragte er und schaute doch nur die Französin an. Er wies auf eine Sitzgruppe in der Ecke. »Einen Drink?« Zamorra nickte. Er konnte einen gebrauchen. Nicole setzte sich und streifte den Rock über die Knie. Er rutschte wieder zurück, und Richard Roudington mischte zuviel Whisky in den Sour. Er balancierte das Tablett zu seinen Besuchern herüber.
»Sie sind Professor, hat man mir gesagt«, sagte er und reichte Zamorra ein Glas. »Was führt Sie zu mir?«
»Ein Mord, fürchte ich« antwortete Zamorra, und Richard Roudingtons Miene verschloß sich.
»Ein Mord? Warum wurde ich nicht angerufen?«
»Ich kann ihn nicht beweisen«, sagte Professor Zamorra. »Ich komme lediglich mit einer Vermutung zu Ihnen.«
»Mit einer Vermutung?« Roudington setzte sein Glas ab. Es gab einen

harten Knall, als er es auf der Tischplatte deponierte. »Glauben Sie wirklich, daß Sie hier richtig bei mir sind?«

»Ich hatte es angenommen, als ich hierher kam«, konterte Professor Zamorra. »Wir wohnen im Oberoi an der Lodi Road. Ein Freund von uns ist verschwunden und nicht wieder aufgetaucht.«

»Dafür ist unsere Vermißten-Abteilung zuständig. Oder haben Sie die Leiche dieses Herrn gefunden?«

»Nein.«

»Was wollen Sie dann von mir?«

»Informationen. Sind schon mehr Leute in der letzten Zeit verschwunden?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Nennen Sie's meinetwegen eine Art sechsten Sinn. Mister Beckel war doch nicht der erste.«

»Mister Beckel heißt er also«, meinte Richard Roudington leise. »Seit wann ist er… verschwunden?«

»Seit vergangener Nacht.«

»Und Sie schließen aus, daß er vielleicht zu einem Nuttchen gegangen ist? Wir haben hier die besten der Welt.«

»Das schließe ich aus«, antwortete Professor Zamorra gepreßt. Nicole nippte an ihrem Drink.

»Ist Graham Beckel der erste, der in der letzten Zeit nicht wieder aufgetaucht ist?« bohrte Zamorra weiter. Er gehorchte voll seinen Instinkten. Und die verhießen nichts Gutes.

Richard Roudington musterte Professor Zamorra. Er hatte die Hände vor der Brust verschränkt.

»Was wissen Sie, Professor?«, »Nichts. Ich gehe nur einem Gefühl nach. Es sind also schon mehr Leute verschwunden.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Wollen Sie nicht die Karten auf den Tisch legen, Mister Roudington?«

Die Hand, die das Glas hielt, begann zu zittern.

»Aus dem Oberoi Interconti ist er verschwunden, sagten Sie?«

»Das sagte ich.« Zamorras Ahnungen wurden ihm zur Gewißheit. Richard Roudington wußte etwas. Er weigerte sich nur, sein Wissen von sich zu geben.

Noch weigerte er sich. Unter den ständigen Fragen Zamorras und den neugierigen Blicken Nicoles begann sein Widerstand zu erlahmen. Der Mann, der so unvermutet in seinem Büro aufgetaucht war, beeindruckte ihn irgendwie. Es ging eine zwingende Kraft von ihm aus.

»Nun ja«, wand sich der Engländer. »Es gab tatsächlich Fälle von Vermißtenmeldungen während der letzten Woche.«

»Wieviel? Alle aus dem Oberoi Interconti?«

»Hm. Scheint so.«
»Was heißt hier scheint so?« Zamorra begann, wütend zu werden. Ihm brannte die Zeit auf den Nägeln, während Roudington immer noch herumdruckste. Das Gespräch mußte ihm ziemlich an die Nieren gehen. Nervös knetete er sich die Finger. Das Eis schmolz in seinem Glas.
»Es ist mir unangenehm, darüber zu sprechen«, meinte der Engländer schließlich.
»Das sehe ich. Wenn Sie trotzdem die Güte haben würden?«
»Sind Sie mit Mister Beckel verwandt?«
»Ja, in Dreiteufelsnamen«, bellte Zamorra zurück. Andererseits konnte er den Beamten natürlich verstehen, wenn er nicht sofort aus der Schule plauderte. Vielleicht unterlagen die Vorfälle, von denen er wußte, der Geheimhaltung. Es war keine Reklame sowohl für das Interconti als auch für die Polizeidienststellen, wenn während einer einzigen Woche drei Ausländer auf Nimmerwiedersehen verschwanden.
Die Zahl drei hatte sich plötzlich in Zamorra festgenistet, obwohl Richard Roudington sie nicht genannt hatte. Es passierte dem Dämonenjäger nicht selten, daß er die Gedanken anderer empfangen konnte.
Roudington starrte hingebungsvoll die aufgeräumte Schreibtischplatte an.
»Es sind innerhalb einer Woche drei weiße Gäste aus dem Oberoi an der Lodi Road verschwunden«, meinte er endlich und so leise, daß Zamorra ihn kaum verstehen konnte. »Natürlich haben wir alles unternommen, sie wiederzufinden. Leider bisher vergeblich. Was in dieser Stadt einmal verschwinden soll, taucht nie wieder auf.«
»Raubmord?« fragte Zamorra.
Roudington verneinte kopfschüttelnd. »Wie wir herausbekommen haben, hätte bei keinem der beiden anderen Verschwundenen sich ein Mord wegen ihrer Brieftaschen rentiert. In beiden anderen Fällen gingen die Gäste lediglich nachts noch ein wenig hinaus, um frische Luft zu schnappen oder sich die Beine zu vertreten. War es auch so bei diesem Mister Beckel?«
»Ja. Sieht ganz danach aus. Jedenfalls habe ich im Hotel erfahren, daß Mister Beckel die ganze Nacht über nicht in seinem Zimmer war.«
»Was macht Sie dann so sicher, daß ihm, äh, etwas zugestoßen sein könnte?«
»Weil wir für den Vormittag verabredet waren. Zwar kannte ich Mister Graham Beckel noch nicht sehr lange, aber immerhin soweit, um beurteilen zu können, ob ein Mann seine Verabredungen einhält oder nicht. Mister Beckel hätte sie eingehalten, wäre er nicht durch irgend etwas daran gehindert worden. Deshalb gehe ich vom

Schlimmsten aus, und deshalb habe ich Ihr Büro aufgesucht.«

Richard Roudington schwieg. Er ritt nicht weiter darauf herum, daß Zamorra sich als Verwandter des Verschwundenen ausgegeben hatte.

Zamorra ließ ihm auch gar keine Pause für weitere Überlegungen. Er fragte weiter.

»Wenn Raubmorde nicht in Frage kamen, was dann?«

Richard Roudington hob die Schultern und ließ sie resignierend wieder fallen.

»Ritualmorde, nehme ich an. Dann und wann haben wir noch mit so etwas zu tun. Es gibt immer wieder ein paar Fanatiker, die sich in den veränderten Zeiten nicht zurechtfinden. Bei denen kommt es dann zu Kurzschlußreaktionen.«

Roudingtons Angaben zeigten Zamorra nur, daß der Mann voll ins Schwimmen geraten war. Besser hätte er seiner Hilflosigkeit nicht Ausdruck verleihen können. Nichts wies darauf hin, daß er eine Möglichkeit sah, die drei verschwundenen Weißen wiederzufinden. Er war nicht um seine Aufgabe zu beneiden.

Offiziell wurde die Einwohnerzahl Delhis mit vier Millionen angegeben. Doppelt so viele waren es ungefähr, und jährlich kamen genügend Zuwanderer hinzu, mit denen allein man eine europäische Großstadt bis in den letzten Winkel hätte bevölkern können.

Seufzend stand Richard Roudington auf.

»Ich werde mit Ihnen zurück ins Hotel fahren«, sagte er. »Vielleicht haben Sie sich doch getäuscht und sich ganz umsonst Sorgen gemacht.«

Seine Stimme klang ohne jede Hoffnung.

Für ihn würde von Mister Graham Beckel nicht mehr bleiben als eine Aktennotiz in einem Ordner mit dem Briefwechsel mit der amerikanischen Botschaft und schließlich mit dem Vermerk »Unerledigt«.

Es gab eine Menge dieser Ordner.

***

Professor Zamorra hatte sich nicht getäuscht. Zusammen mit zwei anderen Beamten durchsuchte Richard Roudington Graham Beckels Appartement. Die Anzüge des Amerikaners hingen bis auf jenen im Schrank, den er vergangene Nacht getragen hatte.

Roudington und seine Leute entledigten sich ihrer Aufgabe lustlos. Es war das dritte Mal innerhalb einer Woche, daß sie ein Zimmer im Oberoi Interconti filzten und immer wieder auf dasselbe Bild stießen. Jemand hatte sein Appartement wie zu einem Spaziergang verlassen und war nicht wieder aufgetaucht.

Inzwischen waren die Wachen im Park vor dem Hotel zwar verstärkt und bewaffnet worden, doch auch sie konnten die Gäste nicht daran

hindern, zu jeder beliebigen Zeit ihrer Wege zu gehen.
Hotelmanager Ras Baker, ein Halbinder, zeigte sich untröstlich über den Vorfall und bat Zamorra händeringend, den übrigen Gästen nichts vom Verschwinden Beckels und der anderen beiden Gäste zu erzählen.
Professor Zamorra erklärte sich unter der Voraussetzung einverstanden, daß jeder Hotelgast, der das Oberoi nach Einbruch der Dunkelheit verließ, mit dem Hinweis gewarnt würde, Terroristen würden in der Stadt ihr Unwesen treiben und man solle deshalb keine Örtlichkeiten aufsuchen, die von ihrer Verschwiegenheit oder Abgelegenheit her einem Übergriff Vorschub leisten würden.
Ras Baker erklärte sich einverstanden und atmete erleichtert auf.
Der Nachmittag war über den Untersuchungen verstrichen, und weder Zamorra noch Nicole hatte danach Lust, noch irgend etwas zu unternehmen. Ohnehin war die Nacht vorher für sie beide nur sehr kurz gewesen. Sie legten sich früh schlafen.
Zamorra wurde das Gefühl nicht mehr los, daß es für sie beide bald drunter und drüber gehen würde.
Bevor er sich zu Bett legte, holte er sein silbernes Amulett aus der Schatulle und legte es sich um den Hals. Es lag warm auf seiner Brust.
Zamorra kam es vor, als käme diese Wärme wellenförmig. Langsam schaukelte sie ihn in einen tiefen und traumlosen Schlaf.

***

Wie eine Spinne ihre Beute einwebt, um sie für später aufzuheben, hatte auch der Dämonenguru die Beute seiner letzten Nacht eingewickelt. Ihm war nichts anderes übriggeblieben, denn als er den Verbrennungsplatz erreicht hatte, kroch der Morgen schon grau über die Ebene des Ostens.
Und Rudrasvin, der vergessene Drachengott, scheute das Licht des Tages. Sein Geistkörper widerstand dem Sonnenlicht noch nicht. Das würde sich ändern.
Schon sehr bald.
Sadhu Shandri ging in die Hocke und begann, mit bloßen Händen zu graben. Das Versteck war geschickt gewählt. Er würde sein Opfer noch lebend antreffen, denn er hatte den Kopf in einen der herumliegenden Kartons verpackt und Asche darübergehäuft. Der Hügel war nicht aufgefallen inmitten all der anderen, und ein Knebel hinderte den Weißen mit dem blonden kurzen Haar am Schreien.
Als der Guru den Mann ausgepackt hatte, war der dem Tod bereits näher als dem Leben.
Shandri legte sein Ohr auf die Brust, des Amerikaners und nickte zufrieden. Das Herz schlug noch, und mehr war nicht nötig.
Rudrasvin brauchte nur die Lebenskraft des Mannes, um- an ihr selbst zu erstarken.

Der Guru nahm seinem Gefangenen den Knebel aus dem Mund. Graham Beckel drehte sich zur Seite und übergab sich. Shandri klopfte ihm dabei auf den Rücken, damit der Mann nicht vor der Zeit erstickte.

Die Nacht war windig. Jede Opfernacht war ein Stück windiger geworden. Heute konnte es stürmen.

Heute konnte es sein, daß der unselige Heilige seinem Ziel ein gewaltiges Stück näher kam.

Drei Leben hatte der Drachenköpfige von ihm gefordert. Zwei hatte er bereits bekommen.

Sadhu Shandri sank vor dem Gefesselten auf den ascheübersäten Boden und beugte sein Haupt. Er murmelte die Mantras, die die Metamorphose einleiten sollten, seine Umwandlung in ein Geschöpf von Rudrasvin.

Sadhu Shandri dachte nicht mehr richtig. Seit jener Nacht in einem Kellerraum unter der Altstadt war eine Veränderung mit ihm vorgegangen. Die Tage verbrachte er in apathischem Herumsitzen. Rayanagu machte sich große Sorgen um seinen Guru, wenn er nicht in diesen tranceartigen Zustand verfallen war, nach dem er sich nie erinnern konnte, was eigentlich mit ihm geschehen war.

Und Rayanagu konnte nicht fragen. Er stammelte nur verwirrt vor sich hin und mußte zusehen, wie sein abgemagerter Meister immer weniger wurde. Seit einer Woche hatte Sadhu Shandri keine Nahrung mehr zu sich genommen und auch die feinsten Leckerbissen abgelehnt, die Rayanagu von Freunden erhalten hatte.

In dieser Stunde wurde Rayanagu wieder sorgenfrei. Flatternd schlossen sich seine Augenlider, versank sein Denken in einem Meer aus nichts. Trugbilder gaukelten ihm herrliche Landschaften vor. Uferbilder am Ganges bei Benares, die Scheiterhaufen jener Glücklichen, die an diesem heiligen Ort sterben durften, um dann ohne weitere Wiedergeburten direkt ins Nirwana einzugehen.

Rayanagus Kinn war an die dürre Brust gesunken. Sein entstelltes Gesicht lächelte im Schlaf. Er spürte den Sturm nicht, der an seinen mageren Schultern zu rütteln begann, der ihn einhüllte in dunkle Aschewolken.

Er sah nicht, wie Shandris Züge sich im Schmerz verzerrten, als sein Kopf die Form veränderte, sich mit einem rabenschwarzen Feder- und Haarkleid bedeckte, aus dem ein häßlicher Schnabel wuchs. Die Haut wurde grünlich, Wolkenfetzen jagten über den Himmel.

Der Sturm fuhr in die weit entfernten Feuer, jagte die Funken weit hinauf in den Nachthimmel und trug sie mit sich fort. Einige in Lumpen gehüllte Gestalten rafften ihre durchlöcherten Umhänge und verließen den weiträumigen Platz, denn es war nicht gut, hier zu sein, wenn die Götter zürnten.

Gott Indra machte sich auf, Blitze auf das Land herabzuschleudern und die Stadt unter berstendem Donner erzittern zu lassen. Bald prasselten Regentropfen dick herab, und die fliehenden Menschen riefen laut Gebete, weil die Zeit des Monsuns noch weit war. Den ganzen Tag über hatte nicht eine einzige Wolke am Himmel gestanden.

Jetzt rasten sie wie dunkle Ballen dahin und verdeckten den Mond.

Die alten Götter waren ihnen nicht wohlgesonnen.

Dann brach das Unwetter mit brachialer Gewalt über die Südstadt und ihre Slums herein. In Sekunden verwandelte sich der Verbrennungsplatz am Rama Krishna Puram in eine grundlose Schlammpfütze.

Der Dämonenguru versank bis zur Hälfte seiner Oberschenkel im Dreck, sein gebundenes Opfer wand sich in den Stricken. Der harte Wasserstrahl des Regengusses hatte Graham Beckels Bewußtsein zurück in seinen geschundenen, ausgedörrten Körper getrommelt.

Der Amerikaner schrie, doch gegen das Dröhnen der Donnerschläge schrie er vergeblich an.

Die Augen weit aufgerissen starrte er auf den verwandelten Dämonenguru. Sein Geist weigerte sich zu glauben, was seine Augen erblickten. Sein Mund stand offen, und es regnete hinein.

Sadhu Shandri, ein Bild des Schreckens, hatte den Kopf stolz erhoben, trotzte dem Sturm, dem Regen und den Blitzen, die seine Konturen mit grellweißem Licht übergossen. Der Schnabel klappte auf und zu, die lange rote Zunge schnellte vor und zurück. Krächzend stieß er immer weitere Formeln aus.

Sekunden wurden zu Minuten. Die Feuer waren verlöscht. Dampfschwaden zogen über den Platz, wurden vom Orkan zerrissen und zerfetzt. Reisig wurde zu Peitschen, die über den Ort der Toten rasten. Sadhu Shandri zuckte nicht einmal, als eines dieser Holzstücke ihm blutige Striemen in den ausgemergelten Rücken schlug.

Dann teilten sich die Wolken für einen kurzen Augenblick. Silbrig fiel ein Mondstrahl herab auf Sadhu Shandri. Und wie die Gondel einer Seilbahn glitt ein riesiger, drachenförmiger Schatten daran herunter zur Erde. Er war ungleich größer als noch vor einer Woche.

Rudrasvin…

Jetzt senkte der Dämonenguru sein Echsenhaupt. Demütig. Die Arme kreuzte er vor der Brust, um die Botschaft zu empfangen.

»Sadhu Shandri«, dröhnte es in seinem Inneren. Die Stimme in seinem Gehirn war so laut, daß der mißbrauchte Guru spitz aufschrie. Er hatte Angst, der Schädel würde ihm zerspringen. Die Stimme wurde leiser. Einschmeichelnd fast.

»Sadhu Shandri… Du bist den Weg gegangen, den die Götter dir vorgeschrieben haben. Doch noch bist du nicht an seinem Ende

angelangt, an dem die ewige Glückseligkeit deiner wartet. Nur eine letzte Prüfung noch, Sadhu Shandri. Eine allerletzte Prüfung. Ziehe nach Chhinwara und öffne dort mein Grab. Es ist ein Grab des Himmels… Ziehe mit den Göttern. Ich, Rudrasvin, werde dich sicher geleiten.«

»Ja, Herr. Du wirst mich sicher geleiten. Shandri ist dein Diener, Herr. Verfüge über ihn nach deinem göttlichen Willen…«

»Eile dich, Diener Shandri«, sagte die Stimme lockend im Inneren des Guru. »Eile dich, Diener Shandri. Benütze die Fortbewegungsmittel deiner Zeit. Setze dich in einen der Vögel aus Eisen und komme nach Chhinwara.«

»Ich komme, Herr.«

Als der Dämonenguru aus seiner Verzückung erwachte, war der Körper des Amerikaners verschwunden. An seiner Stelle lag ein Lederbeutel.

Sadhu Shandri öffnete ihn.

Glitzernde Edelsteine fielen in seine schmutzige kleine Hand.

***

Zamorra erwachte mit einem wilden Aufschrei. Das Amulett auf seiner Brust brannte wie die Hölle. Es leuchtete nicht mehr silbern, sondern gleißte strahlend, als wolle es ihn warnen.

Gehetzt sah der Dämonenjäger sich um. Sein Schlafraum lag noch so, wie er ihn in Erinnerung hatte. Es hatte sich nichts verändert.

Aber warum hatten die geheimnisvollen Kräfte des Medaillons ihn dann gewarnt?

Jetzt erst bemerkte er das Orgeln des Sturms, der die Grate und Kanten des zwölfstöckigen Hotelturms zum Heulen und Wimmern brachte. Er stürzte zum Fenster. Das Amulett strahlte nicht mehr. Es war kühl wie sonst auch. Zamorra riß die dichten schweren Samtvorhänge zur Seite.

Vor dem Fenster spielten die Elemente verrückt. Unter ihm flogen Palmwedel davon. Doch die doppelte Verglasung ließ außer dem Heulen kaum Geräusche in die Suite dringen.

»Chef!«

Zamorra fuhr herum. Er hatte nur eine Pyjamahose an. Im hellen Rechteck der Zwischentür stand Nicole in einem Nylon-Baby-Doll. Zamorra achtete nicht auf das, was der dünne Stoff ohnehin nicht verbarg. Nicole konnte nicht von seinem Schrei aufgewacht sein. Dazu war sie zu schnell an der Tür gewesen.

»Komm schnell, Chef. Es… es ist schrecklich. Von meinem Fenster aus… Ich…«

Zamorra war mit drei Sätzen bei ihr, drängte sie beiseite.

»Was ist los!«

Nicole Duval hastete voraus zum südlichen Fenster. Bei sonnigem und klarem Wetter reichte die Aussicht bis hinunter zum Palam International Airport.

Auch bis zum Verbrennungsplatz am Rama Krishna Puram…

Dann sah auch Professor Zamorra, was seine Mitarbeiterin und Geliebte so geängstigt hatte und was vermutlich auch sein Amulett aufglühen ließ, dessen Zauberkräfte Professor Zamorra immer wieder aufs neue überraschten.

Ein Drache, der sich über den Süden Delhis schwang! Das durfte es doch nicht geben!

Aber die Flugechse blieb. Das Zucken der Blitze und der immer noch niederprasselnde Regen schienen dem Wesen nichts auszumachen. Beständig stieg es auf, den tiefhängenden Wolkenballen entgegen, in denen es schließlich verschwand.

Zamorra rieb sich die Augen.

Flugechsen im 20. Jahrhundert. Es gab sie nicht. Aber Dämonen gab es. Niemand wußte das besser als Professor Zamorra. Er schaute hinaus in die sturmzerzauste Dunkelheit. Der Drache mit dem golden schimmernden Körper tauchte nicht wieder auf.

Zamorra schloß das Fenster. Sofort wurde es ruhiger im Raum. Nicole stand kreidebleich gegen die Wand gelehnt. Ihre hübschen Züge waren noch vom Grauen gezeichnet, das sie mit Urgewalt gepackt hatte. Doch langsam beruhigte sich ihr rasender Pulsschlag. Bei Zamorra war Schutz. Bei Zamorra war Geborgenheit. Sie flog ihrem Brotherrn und Geliebten in die Arme. Er drückte den bebenden Mädchenkörper fest an sich und streichelte Nicole sanft reibend an den Schultern. Sie mochte das und kuschelte sich noch enger an ihn.

»Wie hast du's bemerkt?« fragte Zamorra. Er konnte nicht ewig so stehenbleiben.

»Ich bin vom Sturm wachgeworden«, antwortete Nicole. »Irgend etwas ist gegen das Fenster geklatscht.«

Zamorra sah hinüber. Er sah noch Pflanzenfasern an der Scheibe. Vermutlich hatte eine Sturmbö einen Palmwedel gegen das Fenster geschleudert.

»Und dann bist du aufgestanden und hast nachgeschaut?«

»Ja. Und dann, dann habe ich plötzlich dieses schreckliche Ding gesehen. War das eine Flugechse? Die gibt es doch schon seit Jahrmillionen nicht mehr. Und schon gar nicht in dieser Größe. Die Spannweite muß mindestens zwanzig Meter betragen haben.«

Es sprach für Nicole Duval und ihren wachen Verstand, daß sie in diesem Augenblick des Schreckens noch an so prosaische Dinge wie Spannweite und ähnliches gedacht hatte. Zamorra konnte sich ein leises Lächeln nicht verkneifen. Seine Schrecksekunde war schon längst vorüber. Mit Dämonen und Gespensterwesen hatte er schon

zahllose Male zu tun gehabt. Er war ihnen ein ernstzunehmender Gegner, und das festigte sein Selbstvertrauen. Er geriet nicht mehr leicht in Panik.

Da mußte schon mehr passieren, als daß offensichtlich ein Schemen aus einer anderen Welt sich in den Himmel über Delhi erhob.

Nicoles Beben wurde unter seinen Streichelbewegungen schwächer und ebbte schließlich ganz ab. Zamorra ließ das Mädchen wieder los.

»Einen Drink?«

Nicole nickte. Sie fröstelte. Zamorra reichte ihr den Morgenmantel, der über eine Stuhllehne hing.

»Einen Whisky«, meinte sie tapfer.

Wenn sie einen derart harten Stoff verlangte, dann mußte ihr der Schreck doch ganz gewaltig in die Glieder gefahren sein. Nicole Duval bevorzugte normalerweise die weicheren Drinks.

Zamorra beschäftigte sich mit der kleinen Bar und angelte nach einer Flasche Scotch. Er goß zwei Gläser voll und reichte eines davon Nicole.

Die jetzt fällige Frage stand unausgesprochen im Raum.

Hatte diese Erscheinung etwas mit dem Verschwinden Graham Beckels und der anderen beiden Männer zu tun?

Zamorra trank in kleinen Schlucken. »Jetzt wissen wir endlich, wo wir anzufangen haben«, sagte er in das entstandene Schweigen hinein.

»Du willst dich darum kümmern?« Zamorra lächelte schmerzvoll. »Hattest du denn etwas anderes erwartet?«

»Eigentlich nicht.«

»Warum fragst du dann?«

»Nun… Ich habe Angst.«

»Das ist nur natürlich.«

»Trotzdem. Aber diesmal ist es anders. Ich glaube, du färbst langsam auf mich ab, Chef. Diesesmal habe ich auch Ahnungen. Und… und sie sind gräßlich…«

***

An Schlaf war in dieser Nacht nicht mehr zu denken. Zamorra und Nicole duschten, zogen sich an und waren schon um halb vier Uhr früh im Café Espresso, das rund um die Uhr geöffnet war. Einige Nachtschwärmer, die vermutlich im »Taj« gewesen waren, kämpften mit der starken schwarzen Brühe gegen die Wirkung des Alkohols an, den sie zuviel in sich hineingeschüttet hatten.

Zamorra bestellte nur ein kleines Frühstück. Der Appetit war ihnen gründlich vergangen. Die knusprigen Sandwiches kamen ihnen zäh und geschmacklos vor. Der zerlassene Käse über dem Schinken dehnte sich wie Kaugummi. Sie tranken nicht einmal die beiden Kännchen Kaffee leer, denn draußen wurde es bereits hell.

Es hielt sie nicht länger im Hotel.
Zamorra hatte sich stundenlang mit Graham Beckel unterhalten. So wußte er auch, wo er indische Gurus und natürlich auch Scharlatane finden konnte. Auf Beckels Führung mußte er nun verzichten. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich allein auf den Weg zu machen. Vielleicht konnte ihm auch ein Taxifahrer weiterhelfen. Sie kannten die Stadt am besten.
Der Dämonenjäger ließ sich vom Portier ein Gefährt herbeiwinken. Erst der dritte Wagen genügte seinen Ansprüchen, denn in Delhi fährt alles, was noch Räder hat. Nur ein knappes Drittel ist nach europäischem Standard verkehrssicher.
Ein australischer Vauxhall und sein Fahrer erhielten den Zuschlag. Der Sikh war höflich. Er sprang hinter dem Steuer weg, öffnete Zamorra und Nicole den Wagenschlag, fragte nach dem Ziel.
Zamorra legte sich nicht fest. Er gab nur die Altstadt an.
Die Straßen waren um diese Zeit noch ausgestorben. Auf den Trottoirs schliefen die Parias, die Unberührbaren, die nicht einmal das schäbigste Dach über dem Kopf hatten. Für einen Europäer war es nicht ganz einfach, sich an den Anblick zu gewöhnen. Für ihn gleicht ein Aufenthalt auf dem indischen Subkontinent einer Reise auf einen anderen Stern. Die beiden Kulturkreise hatten nichts gemein.
Der Sikh mit dem blaßgrünen Turban sprach sehr gut Englisch. Fast akzentfrei. Er erzählte, daß er noch studieren würde und später Arzt werden wolle. Mit dem Taxifahren verdiente er sich das Geld, das er so dringend brauchte.
Zamorra hörte nur mit halbem Ohr hin. Die meisten Taxifahrer wußten irgendwelche Geschichten, mit denen sie ein großzügiges Trinkgeld herauszuschlagen hofften. Der Dämonenjäger aus Frankreich antwortete nur zerstreut. Er dachte bereits an das, was vor ihm lag.
Er mußte einen kompetenten Mann finden, der ihm etwas über alte Göttersagen berichten konnte. Die Erfahrung hatte gezeigt, daß kaum neue Dämonen auftauchten. Fast alle hatten sie ihre Ursprünge in der Geschichte und in der Mythologie der Völker.
Normalerweise hätte er jetzt versucht, in der Universität einen bewanderten Kollegen aufzutreiben, doch es waren tatsächlich Semesterferien. Und wer immer es sich leisten konnte, verließ diesen Hexenkessel die heißeste Jahreszeit über, in der Mittagstemperaturen über 50 Grad keine Seltenheit waren.
»Und wohin jetzt?« fragte der Fahrer in Zamorras Gedankengang hinein.
Professor Zamorra schaute aus dem Seitenfenster. Links lagen die Gärten von Raj Ghat mit den zierlichen Haremsbauten, in denen zur Zeit der Großmoguln die bis zu fünfhundert Frauen des jeweiligen

Fürsten untergebracht waren. Nicht mehr weit bis zur Altstadt. Im Norden tauchte schon die mächtige Sandsteinfassade des Red Fort auf, links davon die Silhouette der Jama Jasjid Moschee, die noch heute von Andersgläubigen nicht betreten werden darf.

Um sie herum war Delhi am dichtesten bevölkert. Auf den Quadratkilometer kamen bis zu 70 000 Menschen. In einem Ameisenhaufen hätte es nicht betriebsamer zugehen können. Straßenhändler bauten schon ihre Stände auf. Besitzer von Garküchen schoben ihre zweirädrigen Karren aus dunklen Torbögen und schürten die Feuer unter dem Kessel. Die Altstadt Delhis erwachte. Menschentrauben hingen an klapprigen Bussen, die ihre Fracht hinaus in die Vorstädte brachten, in denen die Fabriken lagen. Bettler packten ihre Blechschüsseln aus und machten sich auf die Suche nach der täglichen Handvoll Reis.

»Zur Jama Jasjid Moschee«, gab Professor Zamorra die neue Richtung an, und der Fahrer nickte. Trotz Zamorras und Nicoles Wortkargheit plauderte er munter weiter und erzählte jetzt von der Geschichte des Bauwerks. Das Leben hatte ihn gelehrt, daß Beharrlichkeit zum Ziel führt. Und sein Ziel war ein Trinkgeld.

»Wollen Sie einkaufen?« fragte er, als er in die enge Chadnag Road einbog, die in den weiten Platz vor der Moschee mündete. Er war durch sein Dauergehupe kaum zu verstehen. Doch anders wäre bei diesem Verkehr kein Durchkommen gewesen. Hier war schlagartig bereits alles auf den Beinen. Schon die ersten Sonnenstrahlen trieben die Menschen aus ihren unwürdigen Behausungen.

»Halten Sie auf dem Parkplatz vor der Moschee«, meinte Zamorra.

»Sie waren schon mal hier?«

Professor Zamorra ersparte sich eine Antwort. Der Taxifahrer schien sie beide für Touristen zu halten, die er an befreundete Händler weitervermitteln konnte, von denen er dann Provisionen kassierte.

»Ja«, antwortete Zamorra knapp. »Sie können mir jedoch trotzdem helfen.«

Im verstellten Rückspiegel sah Zamorra, daß die Miene des Fahrers sich aufhellte.

»Ich kann alles für Sie tun, Sir«, versprach der Sikh großzügig. Zu Beginn der Fahrt hatte er sich als Raleb Singh vorgestellt.

»Dann können Sie mich doch sicher auch zu einem Guru bringen. Zu einem weisen Mann.«

Raleb Singh strahlte.

»Natürlich kann ich das, Sir. Sie möchten wissen, wie es um Ihre Zukunft bestellt ist, nicht wahr? Ich kenne da einen vorzüglichen Astrologen. Und er arbeitet sogar noch ungeheuer billig. Für zweihundert Rupien erzählt er Ihnen alles.«

Zamorra glaubte das gerne. Einschlägige Betrüger gab es auch in

Europa und in den Staaten zur Genüge.

»Ich hatte nicht nach einem Astrologen verlangt«, knurrte Zamorra ungnädig. Nach dem Erlebnis der Nacht wirkte die gute Laune des jungen Inders nicht ansteckend auf ihn. Dazu kam die Trauer um Graham Beckel. Zamorra glaubte nicht, für den Amerikaner noch etwas tun zu können. Wenn Dämonen zuschlagen, tun sie es gründlich.

Raleb Singh erzwang sich laut hupend einen Parkplatz vor dem monströsen Treppenaufgang zur Moschee und verscheuchte dabei einige Rikschafahrer. Die beugten sich widerspruchslos der Macht des Stärkeren und zogen, ohne die Mienen zu verziehen, ab.

Der Sikh drehte sich zu ihnen um und musterte Professor Zamorra jetzt mit anderen Augen. Ein forschender Ausdruck war in sie getreten.

»Sie sind kein Tourist«, stellte er schließlich fest.

»Ich habe das nie behauptet«, antwortete Zamorra. »Können Sie mir helfen oder können Sie's nicht? Ich vertrödle nicht gerne meine Zeit. Notfalls kommen wir alleine genausogut zurecht.«

»Entschuldigen Sie, Sir«, wurde der Inder kleinlaut. »Ein Fehler von mir. Ich habe Sie nicht genau betrachtet, als sie zu mir ins Auto stiegen.«

»Sie hatten Gelegenheit, das nachzuholen.«

»Hatte ich. Deshalb werde ich Ihnen auch nicht zu erzählen versuchen, ich würde einen heiligen Mann am anderen Ende der Stadt kennen. Wir sind hier schon goldrichtig. Ich kenne einen Brahmanen. Ein ehemaliger Klostervorsteher. Er lebt jetzt in der Altstadt. In Armut. Früher hatte er einen eigenen Palast. Allerdings weiß ich nicht, ob er Sie empfangen wird. Er ist eigen. Die Dame können Sie jedenfalls nicht mitnehmen.«

»Ich bleibe nicht allein«, sagte Nicole Duval sofort und schaute ängstlich hinaus auf das ungewohnte exotische Treiben, das auf jeden Europäer verwirrend und beklemmend wirken mußte. Noch trennten sie die hochgeschraubten Seitenscheiben von dem Volk draußen. Aber Bettler und Andenkenverkäufer stellten sich bereits auf. Braune Hände streckten sich ihnen entgegen. Krüppel rutschten heran. Blinde tasteten sich an ihren Stöcken vorwärts. Fliegen saßen auf ihren offenen Augen.

»Keine Sorge«, meinte Raleb Singh leichthin. »Ich werde in der Zwischenzeit auf Sie aufpassen. Wenn Sie wollen«, fügte er hinzu. »Sie dürfen nur nicht den Fehler begehen, auch nur einem von denen da draußen einen einzigen Paise zu geben. Die hängen dann alle an Ihnen, als hätten Sie sie adoptiert.«

Nicole Duval störte die Art, wie der Sikh über die Parias rund um den Vauxhall sprach. Doch sie mußte ihm recht geben. Sie hatte bereits

einschlägige Erfahrungen gesammelt und war den Gegenwert eines Seidensaris dabei losgeworden. Nicht nur Bettler standen draußen. Auch Diebe.

Raleb Singh stieg aus. Vor ihm wichen die kleinen Menschen zurück. Er schrie sie an. Zamorra und Nicole konnten die Sprache nicht verstehen. Aber sie sahen die Wirkung. Die Traube um das Auto wurde dünner.

»Sie können jetzt aussteigen«, sagte der Fahrer und scheuchte mit dem Fuß noch ein besonders vorwitziges Kind weg. Zögernd folgte Nicole der Aufforderung. Die zerlumpten Gestalten wagten sich nicht mehr näher heran. Raleb Singh lächelte und reichte ihr galant die Hand.

Nicole sah ein, daß sie hier umdenken mußte. Daß hier andere Maßstäbe galten. Maßloses Elend und maßloser Reichtum wohnten dicht an dicht.

Der Sikh sperrte den Wagen sorgfältig ab. Vorher hatte er mit einem Griff noch die Scheibenwischer abgezogen und sie in das Auto gelegt. Der Vauxhall hatte auch keine Radkappen.

»Nach rechts, bitte«, meinte der Sikh. »Und bleiben Sie immer auf Tuchfühlung mit mir. Die Gegend ist nicht sehr gut.«

Das konnte man sogar riechen. Nach Landesart verrichteten die Leute ihre Notdurft auf der Straße oder gleich daneben.

Dafür gibt es keine Hunde hier, dachte Professor Zamorra in einem Anflug von Sarkasmus und legte für sich selbst das Gelübde ab, den Menschen, die hier vegetieren mußten, eine Spende zukommen zu lassen, falls er das bevorstehende Abenteuer heil überstehen sollte. Er kämpfte gegen Dämonen. Die Menschen hier kämpften ums Überleben. Er wußte nicht mehr, welcher Kampf grauenvoller war.

Zamorra wurde noch deprimierter. Er und Nicole folgten ihrem Führer in eine enge Gasse. Sie war schmaler als ein Liftschacht. Nicole drückte seine Hand.

***

Sadhu Shandri und Rayanagu liefen die achtzehn Kilometer hinaus zum Palam International Airport zu Fuß.

Der Guru hatte keine Edelsteine mehr bei sich, sondern ein Bündel Rupien. Rayanagu hatte die Scheine unter seinen Gürtel gesteckt. Ein Händler hatte ihnen die Steine Rudrasvins abgekauft und sie trotz Sadhu Shandris Stand gewaltig übers Ohr gehauen. Doch mit den eingehandelten Steinen wurde er ohnehin nicht glücklich, denn sie bargen den Keim des Todes in sich.

Mekal Riklah, der Händler, wurde gerade auf der Baradur Garh Road von einem Autobus überrollt, als Sadhu Shandri und Rayanagu das weißgetünchte Gebäude von Delhis Flughafen erreichten.

»Sie wollen wirklich fliegen?« fragte der Hindu hinter dem Schalter der Indian Airlines, über den die Inlandflüge gebucht wurden. Ungläubig starrte er auf den verdreckten Guru und- seinen verkrüppelten Diener. Er dachte dabei weniger an die Sitze des Flugzeuges, die vielleicht beschmutzt werden konnten. Aber ein Sadhu benützte die modernen Verkehrsmittel nicht. Das war eines der ungeschriebenen Gesetze, denen sich jene Männer unterwerfen mußten, wenn sie als heilige Männer gelten wollten.

Der Mann hinter dem Tresen war ein gläubiger Hindu.

»Ich bin alt und gebrechlich«, antwortete Sadhu Shandri mit seiner hohlen, kratzenden Greisenstimme, die dem Angestellten der Fluglinie ein Frösteln über den Rücken jagte. »Die Götter sind mit mir.«

Der Hindu verbeugte sich und stellte die beiden Tickets aus, während Rayanagu unbeholfen ein Paket Scheine auf den abgewetzten Tresen legte. Der Delhi Airport war zwar erst gut zehn Jahre alt, aber keineswegs gut erhalten. Seit seiner Errichtung hatte niemand es mehr für nötig gehalten, beispielsweise die Wände frisch zu streichen.

Sadhu Shandris Blicke schweiften über die ungewohnte Umgebung. Doch er hatte keine Angst. Rudrasvin hatte ihm gelobt, er würde seine Hand schützend über sie halten, bis sie das »Grab des Himmels« erreichten.

Bei den Menschen von Chhinwara war das Grabmal auch bekannt. Freilich unter einem anderen Namen.

Sie nannten es das Satansgrab…

Die Maschine nach Nagbur, der nächstgrößeren Stadt, startete kurz nach acht. Mekal Riklah war im Krankenhaus verstorben, und Zamorra war unterwegs zu einem unbekannten Brahmanen.

***

Raleb Singh führte sie durch ein Gewirr von Gassen. Zamorra hatte einen vorzüglichen Orientierungssinn. Hier versagte er. Er hätte sich schon am Stand der Sonne orientieren müssen, wenn er aus diesem Labyrinth jemals alleine hätte herausfinden wollen. Der Sikh hingegen schien sich gut auszukennen. Einige andere Turbanträger grüßten ihn. Es waren Händler.

»Wir sind gleich da«, sagte der Taxifahrer. »Würden Sie hier auf mich warten? Wen soll ich melden?«

»Professor Zamorra«, antwortete der Dämonenjäger knapp. Sein Name, der sonst in aller Welt die Ohren gebildeter Kreise aufhorchen ließ, hier war er nicht viel wert.

Dachte Professor Zamorra.

Raleb Singh kam nach etwas mehr als fünf Minuten wieder. Sein Blick war voller Respekt.

»Würden Sie mir bitte folgen, Professor Zamorra? Ihre Begleiterin

darf übrigens mitkommen.«
Zamorra wunderte sich. Er deutete den Blick des Sikhs richtig.
»Ja, ja«, sagte der Inder. »Meister Brahmavadru schien Ihr Name bereits geläufig zu sein. Selbstverständlich brauchen Sie für die Fahrt nichts zu bezahlen.«
Das war nun der Gipfel an Wertschätzung, den Raleb Singh einem Fremden gegenüber überhaupt aufbringen konnte. Dazu war es durchaus nicht selbstverständlich, daß er als stolzer Sikh einem Hindu-Mönch offensichtlich so viel Achtung entgegenbrachte, daß sogar dessen willkommene Gäste für ihn so an Bedeutung gewannen.
Dieser Brahmavadru mußte ein ganz besonderer Mann sein. Professor Zamorras Spannung stieg. Seine üble Laune war schlagartig verflogen. Nie hatte er damit gerechnet, hier überhaupt bekannt zu sein. Die Änderung seiner Stimmungslage hatte absolut nichts mit Eitelkeit zu tun. Doch seine Neugierde war ins Unermeßliche gestiegen.
Haleb Singh führte sie durch eine dunkle Höhlung in einer Wand, deren Verputz schon vor Urzeiten abgeblättert war.
»Vorsicht, Stufe!« rief er noch zurück. Zamorra konnte die stolpernde Nicole gerade noch vor einem Sturz bewahren. Die Steinstufen waren ausgetreten wie der Eingang zur Hagia Sophia in Istanbul. Nach drei tastenden Schritten befanden sie sich in einem modrig-feuchten Gang, der leicht aufwärts stieg. Manchmal waren die Steinplatten zu ihren Füßen herausgebrochen, und sie traten auf bloßes Erdreich.
Doch schon Sekunden später wurde es wieder heller im Flur. Das Licht kam von oben. Sie mußten einem Kind ausweiehen, das sich hart an die Wand drückte, als wolle es mit ihnen nicht in Berührung kommen. Aus einer offenen Tür griff eine schmale Frauenhand, die das Kind an sich zog.
Raleb Singh kletterte eine Leiter hoch. Sie führte in ein azurblaues Quadrat über ihnen. Von ihm war auch das Licht in den engen Gang gefallen.
»Schaffst du’s, Nicole?« fragte Professor Zamorra. Ihr enger Rock war nicht für das Erklimmen von Hühnerleitern geschneidert.
»Natürlich«, sagte sie und zog den Saum hoch bis zu den duftigen Dessous. Zamorra wurde nur für Sekundenbruchteile auf andere Gedanken gebracht. Dann hatte die Gegenwart ihn wieder. Er hatte die offene Luke im Dach erreicht.
Die Szene war grotesk.
Der Bau, in den ihr Taxifahrer sie gebracht hatte, war eine Ruine. Der hochaufragenden Brandmauer nach mußte das Gebäude einst dreistöckig gewesen sein. Jetzt hörte es schon nach dem ersten Geschoß auf. Unrat lag herum, und es wuchs Gras. Zamorra machte sogar noch einen Strauch aus.
Doch all das beeindruckte ihn nicht so sehr wie der weißbärtige Alte,

der auf einem Messingbett saß. Schon das Bettgestell paßte so gut in die Umgebung wie ein Sudanneger nach Alaska.

Nach der Art der Inder hockte Brahmavadru auf der zerschlissenen Matratze und schaute ihn an. Sein Alter war kaum zu schätzen, doch Professor Zamorra hätte jeden Eid geschworen, daß der Hindu-Mönch schon weit über achtzig war.

»Ich bin siebenundachtzig«, sagte Brahmavadru mit der Stimme eines rüstigen Sechzigers. »Ich freue mich wirklich, Ihnen zu begegnen, Professor Zamorra.«

Augenblicke, in denen den Dämonenjäger seine Schlagfertigkeit hoffnungslos im Stich ließ, waren selten. Jetzt war so einer gekommen.

»Wo… woher kennen Sie mich?«

Der weise Alte schüttelte lächelnd den Kopf.

»Nein, Professor. Leider habe ich noch nie eines Ihrer Werke gelesen. Wenn die Götter mir die Zeit lassen, werde ich das jedoch nachholen.«

Endlich wußte Zamorra Bescheid.

»Sie lesen… in meinen Gedanken?«

»Seit Sie auf dem Parkplatz vor der Jama Jasjid Moschee angekommen sind, ja. Das braucht Sie nicht zu beunruhigen. Beunruhigt bin ich. Sie sind ein Forschender. Ein Suchender. Und Sie haben etwas an sich am Körper, das ich ebenfalls spüre. Was ist es?«

Zamorra überlegte nur Sekunden. Er baute auf seine Menschenkenntnis. Und wäre dieser Alte ihm mit widernatürlichen Fähigkeiten begegnet, hätte sein Amulett ihm das mitgeteilt. Doch das Medaillon Leonardo de Montagnes lag kühl auf seiner Brust. Es sprach im Augenblick auf keine wie auch immer gearteten dämonischen Strömungen an.

Brahmavadru mußte — wenn auch durch Kulturkreise getrennt — etwas ähnliches wie er selber sein. Ein Beherrscher der Weißen Magie. Der guten Magie. Zamorra spürte instinktiv, daß sie trotz aller Unterschiede am selben Strang zogen.

»Sie haben durchaus recht«, meinte Brahmavadru in seiner altväterlichen Art. »Darf ich Sie auch begrüßen, Miß Nicole? Sie kamen schon sehr oft mit anders gearteten Wesen zusammen.«

Das war eine Feststellung.

Nicole Duval akzeptierte es überraschend schnell, daß sie hier offensichtlich auf einen hochgradigen Telepathen gestoßen waren.

»Würden Sie uns allein lassen?« fragte der Weise in Richtung des Sikhs. Der verschränkte die Hände vor der Brust und verbeugte sich devot. Sein Taxifahrergrinsen hatte er verloren.

»Warten Sie unten auf uns«, rief Zamorra ihm nach, als er eben durch die Dachluke verschwinden wollte.

»Ich werden warten, Sir. Meine Ehrerbietung, Meister.«

Der »Meister« lächelte sein unergründliches Buddha-Lächeln.
»Er ist ein Sikh«, sagte er. »Ein tüchtiger Sikh. Er hat Ihnen sehr geholfen, Professor Zamorra.«
»Das denke ich inzwischen auch. Darf ich voraussetzen, daß Sie bereits wissen, warum ich nach einem Mann, wie Sie einer sind, gesucht habe?«
»Sie dürfen.«
»Sie hatten mir eine Frage nach einem Gegenstand gestellt, den ich mit mir trage. Sie wissen inzwischen auch, worum es sich handelt?«
Brahmavadru schüttelte den Kopf mit dem verfilzten weißen Haar.
»Nein. Meine Macht reicht nicht, diesen Gegenstand zu erkennen. Ich kann nur ahnen, daß Sie ihn um den Hals tragen. Ein Medaillon?«
Zamorra knöpfte sein Seidenhemd auf und holte das Amulett heraus. Brahmavadru ergriff es, als hätte er noch nie etwas Kostbareres in Händen gehalten. Voller Andacht schaute er das funkelnde Metall an, fühlte es, griff es mit seinen Fingern ab.
»Es gibt auch bei uns eine Legende über dieses Medaillon«, sagte er. »Sie ist uralt.«
Zamorra räusperte sich. Seine Stimmbänder wollten nicht mehr so, wie er wollte.
»Die gibt es?«
»Sie stammt aus jener Zeit, die man in Europa das Mittelalter nennt. Aus Indien geholte Dämonen unterlagen damals der Macht eines Sultans. Das war noch weit vor den Jahren Ihres Urahnen Leonardo de Montagne.«
Zamorra wußte zwar, daß das Amulett wesentlich älter war. Er kannte seine Herkunft nicht einmal. Was wußte dieser Hindu-Mönch darüber?
Brahmavadru schüttelte den Kopf.
»Ich weiß es auch nicht«, sagte er. »Es sind Legenden. Legenden bergen immer nur einen Kern der Wahrheit. Vielleicht werden Sie eines Tages den Ursprung dieses Amuletts erkennen. Es steht mir nicht zu, darüber zu urteilen oder gar Prognosen zu treffen. Wenn die Zeit kommt, ist sie gekommen.«
Zamorra irritierte es, daß Brahmavadru in seinen Gedanken las.
»Ich brauche das auch nicht zu tun«, meinte der Alte in diesem Augenblick, kaum daß Zamorra diesen Gedanken zu Ende gedacht hatte. Er reichte ihm das Amulett zurück. Vorsichtig. Als handele es sich um den Riesendiamanten Kalinor, den die Engländer aus dem berühmten Taj Mahal gestohlen hatten und der heute zum unschätzbar wertvollen Kronschatz des englischen Königshauses gehört.
»Aber eines habe ich doch noch gelesen. Den Grund dafür, warum Sie überhaupt nach einem Mann meiner Art suchten. Ich habe den

Drachen von Rudrasvins Geistkörper übrigens auch gesehen…«

***

Zamorra hatte das Gefühl, von einem Schlag getroffen worden zu sein. Vor diesem alten Mann existierten keine Geheimnisse!

Zamorra nahm all seine Sinne zusammen.

»Sie haben ihn auch gesehen? Rudrasvin, sagten Sie? Der Name sagt mir nichts.«

»Das ist kein Wunder«, antwortete Brahmavadru. »Nur sehr wenige Menschen in Indien haben jemals von Rudrasvin gehört.«

»Sie schon!«

»Ich habe ein Menschenleben mit dem Studium alter Schriften verbracht. Die Götterwelt der wedischen Religion ist mannigfaltig. Vielleicht sollte ich sagen: beinahe undurchschaubar.«

Zamorra wußte nicht, warum er plötzlich so erregt war. Er war es eben. Kein Inder sagt das, was er im Augenblick denkt. Er kreist Gedankenkomplexe ein, erläutert eine ganze Zeit lang Nichtssagendes, bis er endlich zum Kern stößt.

Brahmavadru hatte unendlich mehr Zeit als Professor Zamorra. Und dieser Umstand ärgerte den Dämonenjäger in diesem Augenblick. Übungen fernöstlicher Geduld hatten noch nie zu seinen Stärken gehört. Wenn sich irgendeine Möglichkeit bot, packte er den Stier bei den Hörnern.

Dämonen ließen sich auch nur in den seltensten Fällen Zeit.

Aber gleichzeitig war auch der Weise Brahmavadru keineswegs der Mensch, der sich zur Eile drängen ließ.

Professor Zamorra drängte zur Eile. Seine Hände wurden bereits feucht. Brahmavadru wußte etwas, doch er wollte nicht auf der Stelle damit herausrücken. Erst viel später sah Professor Zamorra ein, daß westliche Unrast nicht immer vorteilhaft sein muß.

Er nahm den Weisen ins Verhör.

»Sie haben von meinem ›Drachenerlebnis‹ in meinen Gedanken gelesen. Sie haben den Namen Rudrasvin genannt. Sie haben mir außerdem bedeutet, daß Sie mir helfen wollen. Muß darüber der ganze Vormittag verstreichen?«

Brahmavadru schaute seinen Besucher an. Ein Hauch von Trauer umflorte seinen Blick.

Doch der Weise auf dem Messingbett anwortete.

»Ich registriere Ihre Ungeduld. Ich heiße sie nicht gut. Stellen Sie Ihre Fragen.«

»Wozu soll ich das? Sie wissen besser, was ich von Ihnen erfahren will. Es geht um Menschenleben.«

Der Weise nickte bedächtig.

»Hm. Es geht um Menschenleben. Sie sind bei uns nicht soviel wert

wie bei Ihnen.«

»Das ist mir bekannt. Aber man kann die Selbstverleugnung auch übertreiben.«

Brahmavadru verzog das Gesicht und streckte seine Beine aus. Er stand auf von seinem Messingbett. Aus den engen Gassen drang dumpf der Lärm herauf.

»Nun gut. Ich akzeptiere Ihre Meinung. Doch ich möchte Sie gleichzeitig auch warnen: tun Sie nichts Unüberlegtes! Rudrasvin ist ein Gegner, der selbst Ihnen gefährlich werden kann. Allein werden Sie ihn nie besiegen. Und auch Ihr Amulett wird Ihnen nicht in jeder Situation helfen können. Sie sollten nicht losstürmen wie ein junges Fohlen.«

Zamorra ließ die versteckte Maßregelung mit zusammengebissenen Zähnen über sich ergehen. Er sah ein, daß er von Brahamavadru nur dann etwas herausbekam, wenn er sich mit dessen umständlicher Art, ein Gespräch einzuleiten, abfand.

»Geduld ist die Mutter aller Tugenden«, sagte der Weise in diesem Augenblick und blinzelte in die Sonne. »Jetzt werde ich Ihnen vpn Rudrasvin erzählen.«

Professor Zamorra unterbrach den alten Mann nicht mehr.

»Bei Ihnen setze ich voraus, daß Sie die wedische Religion kennen«, meinte er. »Ich möchte sie deshalb nur in den Grundzügen schildern. Zu Ihrer Gedächtnisauffrischung vielleicht. Die wedische Religion ist älter als 5.000 Jahre. Es wird eine Vielzahl von Göttern verehrt. Die wichtigsten sind Indra, der Gewittergott, der ähnlich dem griechischen Zeus und dem germanischen Thor mit dem Donnerkeil ausgerüstet ist und aus der Hand Blitze schleudert. Dann wird Surva angebetet, der männliche Sonnengott. Und auch Asvin und Nasatya, die göttlichen Zwillingssöhne des Himmels. Doch es gibt auch Rudra unter den mächtigen Göttern. Er wird stets mit einem Bogen in der Hand abgebildet, und er schickt Tod und Krankheiten. Als höchste ethische Göttergestalt gilt Varuna, der über den Eid wacht. Müßig, noch mehr Gottheiten aufzuzählen. Sie sind zusammengezuckt, als ich den Namen Rudra erwähnte. In der Tat: Rudra und Rudrasvin stehen in einem ursächlichen Zusammenhang.«

Der Alte umrundete das Bettgestell und stützte sich auf die Rohre des Kopfendes. Sein Blick richtete sich in die Ferne, als wäre dort irgendeine Tafel angebracht, von der er seinen Text ablesen konnte.

»Als die Götter noch die Welt bewohnten und das Menschengeschlecht noch nicht entstanden war, buhlte Rudra mit Sarvita, der verstoßenen Frau Varunas. Aus dieser Verbindung entstand Rudrasvin, der Drachenköpfige. Er stand auf gegen Varuna und wurde besiegt. Varuna belegte ihn mit einem Dämonenbann. Aus dem Drachengott wurde ein Wesen aus dem Schattenreich, das sich

gegen alles Gute wandte. Rudrasvin verstreute Tod und Krankheit nicht nach weisem Ratschluß wie sein Vater Rudra. Als dann die Menschen kamen, wollte er das Menschengeschlecht vernichten. Varuna ließ ihm deshalb ein Grabmahl errichten und mauerte ihn dort für tausend mal tausend Jahre ein, auf daß Rudrasvin in dieser Zeit geläutert werde. Den Legenden nach existiert das Grab noch heute in der Gegend von Chhinwara. In Ihre Sprache übersetzt wird es von den Menschen dort das ›Satansgrab‹ genannt.«

Zamorra fragte nach einer langen Pause: »Und Sie glauben, die Wesenheit, die wir vergangene Nacht gesehen haben, war der wiedererweckte Rudrasvin?«

Brahmavadru zuckte mit den Schultern.

»Wenn sein Grab leer ist, ist er es gewesen. Man wird es auch so bald wissen. Dann nämlich, wenn die Menschen von unheilbaren Seuchen und Epidemien heimgesucht werden. Doch dann wird es auch schon zu spät sein.«

***

Professor Zamorra konnte in Delhi keine Chartermaschine auftreiben, die ihn schnellstens nach Nagpur gebracht hätte. Er mußte auf den nächsten Linienflug warten, und der war erst am darauffolgenden Tag möglich. Er und Nicole bekamen gerade noch einen Platz. Außer ihnen befand sich kein einziger Europäer in der hoffnungslos überfüllten vorsintflutlichen Fokker Friendship.

Besonders Nicole Duval überstand den Flug nur unter Ängsten. Ihr Khakikleid war durchschwitzt, als sie die vier Treppchen zur Betonpiste des Nagpur-Airport hinunterstiegen. Eine halbe Stunde dauerte es, bis sie ihre Koffer hatten. Sie reisten mit, leichtem Gepäck. Die Suite im Oberoi hatten sie behalten.

Die nächste Schwierigkeit stellte sich ein, als sie nach Chhinwara Weiterreisen wollten. Die Stadt lag zwar nur sechzig Kilometer weiter nördlich, doch in ganz Nagpur war nicht ein einziges Taxi aufzutreiben, das sie dorthingebracht hätte. Und mit einem Bus zu fahren war unmöglich. Zamorra hätte Nicole auch nicht mit Gewalt in eines dieser altersschwachen Gefährte gebracht, die obendrein mit Menschenmassen förmlich vollgepfropft waren.

Von der Reise erschöpft saßen sie im winzigen Restaurant des Abfertigungsgebäudes, ihr Handgepäck zwischen den Beinen.

Ein Essen hatten sie zwar bestellt, aber kaum angerührt. Für ihre Gaumen hatte es sich als ungenießbar erwiesen. Und die Drinks, die vor ihnen standen, waren lauwarm. Schmeißfliegen und Mücken nahmen ein Bad.

»Oh Gott«, stöhnte Nicole und wischte sich über die heiße Stirn. Es war erdrückend schwül. »Ich bekomme hier keine Luft mehr.«

Zamorra bemühte sich um ein aufmunterndes Lächeln. Es mißlang. Auch ihm war nach einem kernigen Fluch zumute.

Sie saßen fest in einem Dorf mit einer Million Einwohnern, wußten aus dem Reiseführer auch, daß hier ein katholischer Erzbischof residierte, daß es eine Universität gab, eine Manganhütte und Textilindustrie. Sie hätten inzwischen noch hinzufügen können, daß es eine Stadt ohne Taxis war.

Die Slums begannen schon am Airport. Weit und breit kein Gebäude, das höher als zwei Stockwerke gewesen wäre, und auch die stammten dem Baustil nach noch aus der Zeit der britischen Besatzung! So, wie es im Augenblick aussah, mußten sie die sechzig Kilometer nach Chhinwara nach Pilgerart zurücklegen. Auf Schusters Rappen. Als Wallfahrer zu einem Satansgrab.

»Gehen wir hinaus«, meinte Zamorra und erhob sich. »Vielleicht treiben wir im Zentrum irgendwo einen Wagen auf. Und wenn wir den Bischof besuchen müssen.« Professor Zamorra nahm auch noch die Segeltuchtasche seiner Begleiterin.

Das Hemd hatte er an der Brust geöffnet. Sein Medaillon gleißte grell in der Sonne.

Links und rechts der asphaltierten Straße befanden sich die Hütten der Armen, kleine Händlerbuden. Eine etwa zehnköpfige Familie bewohnte die Ladefläche eines ausrangierten, verrosteten Lastwagens ohne Räder. Es ging auf Mittag zu. Die Bettler waren hier nicht so dreist wie in Delhi. Zamorra und Nicole blieben weitgehend unbehelligt.

Ein junger Mann bot ihnen in schauderhaftem Englisch an, ihr Gepäck zu tragen. Zamorra lehnte ab. Die Gefahr, daß der Inder blitzschnell zwischen den halbverfallenen Buden verschwinden würde, war zu groß. Sie kämpften sich weiter durch die horrende Mittagshitze. Im Hochland von Dekan waren die Temperaturen noch mörderischer als in der Hauptstadt, die Menschen noch kleiner.

Die Hunderte von Blicken, die auf ihnen ruhten, waren kaum mehr auszuhalten. Es war wie ein Spießrutenlaufen. Zumindest hatte Zamorra dieses Gefühl. Nicole ging so nah neben ihm, daß ihre Schatten zu einem verschmolzen.

Sie hatten etwa einen halben Kilometer zurückgelegt, als hinter ihnen ein melodisches Hupen ertönte. Da Zamorra und Nicole fast in der Mitte der Straße gelaufen waren, sprangen sie schnell zur Seite. Neben ihnen hielt ein goldfarbener Cadillac. Nicht mehr das neueste Modell, aber doch so fremdartig in dieser Gegend wie ein Wal in der Wüste.

Hinter dem Steuer saß ein bärtiger Mann mit einem schneeweißen Turban. Das seidig glänzende Tuch wurde über der Stirn mit einer Diamantspange zusammengehalten.

Es summte, als der Scheibenhebermotor das eine Seitenfenster öffnete. Es drang kühl heraus aus dem Wagen. Der Caddy war vollklimatisiert.

Zamorra stellte die Taschen in den Staub.

»Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?« fragte der Bärtige in lupenreinem, nasal klingendem Oxfordenglisch. »Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen.«

Dabei sah der Mann hauptsächlich Nicole an, deren Schönheit auch Hitze und Schweiß nichts anhaben konnten. Sie hatte die Khakibluse bis zum Ansatz der festen Brüste aufgeknöpft.

»Oh sorry«, sagte der Bärtige schnell. »Ich habe mich noch nicht vorgestellt. Mein Name ist Modjir Brahmul Al Fujieb.«

Dieses »Al Fujieb« wies den Träger des Namens als Moslem aus. Die Mogulkaiser früherer Jahrhunderte hatten ähnliche Namen geführt. Obwohl der Mann saß, bemerkte Zamorra, daß er sehr viel hochgewachsener als die anderen Einwohner dieses Landstrichs war. Er mußte ungefähr seine Größe haben, war schlank, und seine Augen waren von einem tiefen Blau. Seine breiten Schultern umspannte ein weißer Kaftan, die Hose war westlich geschnitten. Um seine Mitte lag ein golddurchwirkter Gürtel, gehalten von einer Schnalle, die einen Drachenkopf symbolisierte.

All das nahm Zamorra innerhalb einiger Sekundenbruchteile auf.

Der Mann duftete nach einem westlichen Rasierwasser, Note männlichherb. Es ging eine Faszination von ihm aus, der Zamorra sich nicht entziehen konnte, obwohl gleichzeitig sein innerer Sinn für Gefahren Alarm schlug.

Modjir Brahmul wirkte auch auf Nicole. Sie setzte ein gewinnendes Lächeln auf und beugte sich zum offenen Fenster hinab, wohl wissend, daß sie dabei einen Einblick in ihre obere, sehr weibliche Anatomie bot. Aber sie war noch nie eine große Fußgängerin gewesen.

»Nicole Duval« stellte sie sich vor. »Und das«, sie wies auf ihren Brötchengeber, »ist Professor Zamorra.«

Zamorra war es, als ob der Inder kurz zusammenzuckte. Doch er konnte sich auch getäuscht haben. Das Gesicht des Caddyfahrers blieb gleichbleibend freundlich. Doch jetzt betrachtete er sich den Dämonenjäger aus Frankreich näher. Momente ruhten ihre Blicke ineinander. Hatte Modjir Brahmul diesen Namen schon einmal gehört? Kannte er Professor Zamorra und seinen Ruf?

Seinem Gesicht war nichts anzumerken.

Er riß den Wagenschlag auf. »Steigen Sie doch ein, bitte. Sicher kann ich Ihnen auf irgendeine Art und Weise behilflich sein. Sie sind doch fremd in Nagpur?«

»Ja«, antwortete Nicole, obwohl der Inder Professor Zamorra angeschaut hatte. »Wir sind fremd hier. Eine gräßliche Stadt. Es gibt

keine Taxis.«

Die aufgeworfenen Lippen Modjir Brahmuls verzogen sich zu einem asiatischen Lächeln. Die tiefblauen, fast violetten Augen lächelten nicht mit.

»Die Stadt ist nicht gräßlich«, sagte er. »Sie ist anders. Hier in Indien ist vieles anders. Sie sind noch nicht lange im Land?«

»Erst fünf Tage«, antwortete Nicole und kletterte neben den Mann in den kostbaren Gewändern in den goldfarbenen Cadalliac. Professor Zamorra nahm im Fond Platz. Die Wagentüren schlugen zu.

»Ich möchte nicht neugierig erscheinen«, meinte der Inder und drückte den Hebel des automatischen Getriebes nach vorne. Sanft rollte der schwere Wagen an. Die Seitenscheibe rutschte wieder hoch, und aus versteckten Düsen strömte herrlich kühle Luft. »Aber was führt Sie nach Nagpur? Sind Sie vielleicht Textil-Einkäufer?«

Zamorra glaubte, einen spöttischen Unterton aus der Stimme herauszuhören. Modjir Brahmul Al Fujieb hielt ihn nie und nimmer für einen Kaufmann. Seinem gepflegten Englisch nach hatte er auf der britischen Insel studiert. Alt war er auch noch nicht. Mitte Dreißig etwa. Es konnte durchaus sein, daß er den. Namen Zamorra schon mal gehört hatte. Der Professor war eine Kapazität auf dem Gebiet der Parapsychologie und der Dämonologie. Wer sich auch nur am Rande mit diesen beiden Wissensgebieten beschäftigt hatte, mußte zwangsläufig auch auf Professor Zamorra gestoßen sein.

»Nein«, antwortete Zamorra. »Mit der Textilbranche haben wir nichts zu tun.« Und einer plötzlichen Eingebung folgend fügte er hinzu: »Wir interessieren uns mehr für Archäologie. Eigentlich wollten wir nach Chhinwara. Es soll ein sehr interessantes Mausoleum dort geben. Vielleicht kennen Sie es. Man sagte mir, bei der Bevölkerung hier wäre es als Satansgrab bekannt.«

Der Inder ging beinahe unmerklich vom Gas. Er hatte von diesem Grabmal also auch schon gehört. Sein anschließendes Lachen klang gekünstelt.

»Archäologen sind Sie? Sie werden enttäuscht sein. Das sogenannte Satansgrab ist nichts als ein alter Steinhaufen. Kunsthistorisch in keiner Weise wertvoll. Wenn es wirklich einmal etwas Wertvolles dort gab, so haben es die Briten mitgenommen. Sie wollen tatsächlich dorthin?«

»Sicher. Können Sie mir sagen, wie ich nach Chhinwara komme? Die Busse dorthin schienen mir nicht sehr vertrauenerweckend zu sein.«

»Ich würde sie auch nicht benutzen«, meinte der Inder. »Aber wenn Sie sich ein wenig gedulden, können Sie mit mir fahren. Ich wohne in Chhinwara. Mein Urgroßvater war noch Maharadscha dort. Die Zeiten haben sich geändert.«

Die Besitzverhältnisse nicht, dachte der Professor bei sich. Bestimmt

besaß Modjir Brahmul den einzigen Cadillac im Umkreis von mehreren hundert Kilometern.

»Wir nehmen Ihre Einladung gerne an«, antwortete Zamorra. Das Medaillon an seiner Brust begann plötzlich wieder warm zu werden.

***

Wenn Modjir Brahmul Al Fujieb behauptet hatte, das vergessene Grabmal wäre nur mehr ein Steinhaufen, dann hatte er zum Teil schon recht damit. Grabräuber hatten die Stätte heimgesucht. Wind und Wetter hatten ein übriges getan. Westlich von Sarasia, einer armseligen Ansiedlung mit vielleicht sechzig Hütten, ragten Felshügel auf. Einer von ihnen war etwas höher als die anderen.

Der Glanz der Abendsonne hüllte ihn in Purpur. Sadhu Shandri spürte in sich, daß er ganz nahe war.

Rudrasvin hatte ihm die Seligkeit versprochen, das Ausgelöschtsein, die Auflösung seines Geistes im Nichts, im Nirwana. Die höchste Stufe des Glücks im Denken jedes Hindus.

Sadhu Shandri füllte seine Lunge mit der heißen, trockenen Luft über der sandigen Steppe. Die Sonne ging unter. Die Ruine des Grabmals warf lange Schatten, die sich wie dunkle Tücher auf Sadhu Shandri und Rayanagu legten.

Sie waren gestern angekommen. Mit dem Bus. Sie hatten nur wenig geschlafen und waren im Morgengrauen losmarschiert. Jetzt waren sie am Ziel.

»Grab des Himmels«, murmelte Sadhu Shandri andächtig, als er sich den Mauerresten näjherte. Seine Augen brannten fanatisch im Widerglanz der farbig angestrahlten Wolkenbänke im Westen, die wie unwirklich strahlende, zerfaserte Wattestreifen über dem Hochland lagen. Eine trockene Brise brachte den scharfen Geruch von wilden Pfeffersträuchern mit.

Alles in Shandri jubelte. Er hatte es geschafft. Er hatte sein Ziel erreicht.

Rudrasvin erwartete ihn, um ihn zu belohnen. Er hatte die geforderten Opfer gebracht.

Mit traumwandlerischer Sicherheit ging er über die steinübersäte Ebene am Fuße des formlosen Hügels. Ihm war, als wäre er diesen Weg schon Tausende von Malen gegangen. Alles kam ihm so vertraut vor. So als würde er zurückkehren an die Stätte seiner Kindheit. Leichtfüßig schritt er aus. Rayanagu hatte Mühe, ihm zu folgen.

Er stolperte tolpatschig hinter ihm her. Während Shandris Stirn trocken war, perlte auf Rayanagus Stirn der Schweiß. Hilflos ruderte er mit seinen Armstrünken, wenn sein Fuß in eine Unebenheit trat. Unverständliche Laute entrangen sich seinem Mund, in dem die von Narben zerschwollene Zunge wie ein Fremdkörper lag.

Panik überfiel Rayanagu, und er wußte nicht warum. Entsetzen legte sich wie ein klammer Nebel um seine Seele, machte sein Herz schwer und ließ es so stark rasen, daß er den Puls noch in den Schläfen pochen hörte.

Wieder lallte er ein paar Laute. Der Vorsprung Sadhu Shandris hatte sich vergrößert. Jetzt drehte sich der Guru um.

»Du kannst hierbleiben, Rayanagu«, sagte er. »Von diesem Platz an trennen sich unsere Wege. Behalte Schale, Schlafmatten und das restliche Geld. Ich werde es nicht mehr brauchen. Ich kehre nicht mehr wieder. Meine Zeit ist gekommen. Die Stunde des Abschieds ist da. Du warst ein treuer Freund, Rayanagu. Die Götter werden dir die Dienste danken, die du an mir vollbracht hast. Dein nächstes Leben wird ein schönes und götterfürchtiges sein. Rudrasvin wird auch dich seiner Gnade teilhaftig werden lassen.«

So sprach der Guru, und Rayanagus Angst blieb die alte. Er wollte dem Sadhu sagen, daß er nicht weitergehen solle, daß er mit ihm umkehren solle, daß er eine furchtbare Angst in sich verspüre.

Doch Rayanagu konnte seinen Gedanken keine Worte geben. Nur unverständliches Gestammel drang aus seinem Mund.

»Ich weiß, daß dich der Abschied schmerzt«, fuhr der mißbrauchte Sadhu fort. »Aber Rudrasvin will es, daß sich unsere Wege trennen. Hoffe, Rayanagu. Hoffe auf Rudrasvins Barmherzigkeit. Er wird dich beschützen, wie er mich beschützt hat.«

Der heilige Mann wandte sich ab von seinem treuen Diener und ging weiter auf den aufragenden Steinhaufen zu. Er drehte sich nicht ein einziges Mal mehr um.

Rayanagu war bittend auf die Knie gesunken. Jetzt erhob er sich, wollte seinem Herrn nacheilen, strauchelte wieder. Er sah ihn zwischen zwei Felsbrocken verschwinden, die ihm wie ein Tor zur Hölle dünkten.

Der Krüppel raffte sich auf, hastete gebückt weiter, wollte seinem Herrn folgen.

Doch sein Weg endete zwischen den beiden Basaltblöcken, zwischen denen Sadhu Shandri verschwunden war. Ein unsichtbares Hindernis setzte sich ihm entgegen, warf ihn zurück.

Rayanagu versuchte es ein zweites Mal, ein drittes Mal. Er konnte die Sperre nicht überwinden, die finstere Mächte ihm gesetzt hatten.

Tief aus seiner Kehle löste sich ein qualvoller Schrei, in dem all seine Trauer, sein Entsetzen und seine Verzweiflung lagen.

Und seine Hilflosigkeit.

Erschöpft sank der Krüppel zu Boden. Über seine dunklen Wangen rannen Tränen. Sie schmeckten bitter auf seinen aufgesprungenen Lippen.

***

Trotz der vorzüglichen Federung des Caddys vergingen zwei Stunden, bis sie Chhinwara erreichten. Die Nacht brach herein.

Modjir Brahmul hatte seine Geschäfte in Nagpur erledigt und sie eingeladen, bei sich zu wohnen. Die Zusage fiel Zamorra leicht, als er erfuhr, daß es in ganz Chhinwara nicht eine einzige Herberge gab, die dem westlichen Standard auch nur in Anklängen entsprochen hätte.

Über seinen Gastgeber hatte er inzwischen eine Menge erfahren. Er hatte tatsächlich in Oxford studiert. Ausgerechnet Geschichte. Als seinen Beruf gab er Pflanzer an.

Was das bedeutete, sah Professor Zamorra, als sie Chhinwara hinter sich gelassen hatten. Plantagen mit Arekapalmen soweit das Auge reichte. Waren sie von Nagpur aus auf einer Schotterpiste gefahren, war die Straße hier wieder asphaltiert. Sie gehörte dem Nachkömmling der ehemaligen Maharadschas von Chhinwara. Ebenso wie die Pflanzung, deren Ausdehnung Modjir Brahmul mit rund zehntausend Hektar angab. Genau wisse er die Größe seines Besitzes nicht.

Von den Arekapalmen werden nur die haselnußgroßen Samen gebraucht. Zusammen mit einem Blatt vom Betelpfefferstrauch und zerstoßenem, gebranntem Kalk ergeben sie Betel, ein Genußmittel zum Kauen, das würzig bitter schmeckt und dem man eine erfrischende, rauschgiftartige Wirkung nachsagt. Nur zu oft muß Betel in den Slums der Städte die Nahrungsmittel ersetzen. Die darin enthaltenen Gerbstoffe färben den Speichel rot, die Zähne schwarz.

Die Straße öffnete sich zu einem großen Platz, an dessen anderer Seite sich ein blendendweißer, traumhaft schöner Palast erhob. Nicole schwieg ergriffen, nachdem sie die ganze Fahrt über munter mit Modjir Brahmul geplaudert hatte. Und das bedeutete etwas bei ihr.

»Ich hoffe, Sie werden sich hier wohlfühlen«, meinte der Nachfahre eines Maharadschas beiläufig. »Ich habe die alte Bruchbude etwas modernisieren lassen. Den Strom beziehe ich aus einem eigenen Kraftwerk. Eigentlich sollte es Ihnen an nichts fehlen.«

»Das wird es bestimmt nicht«, antwortete Zamorra leise. Er schätzte, daß im Hauptgebäude allein mindestens hundert Räume waren. Er sah in der hereinbrechenden Dunkelheit noch einige kleinere Tempel, eine gepflegte Parkanlage, die von einem Heer von Gärtnern instand gehalten werden mußte.

Eine leuchtende Krone sanften roten Lichts lag über den östlichen Bergen. Der Vollmond würde aufgehen, ehe das Tageslicht ganz aus dem Tal verschwunden war.

Vor dem pompösen Portal ließ der Inder den goldglänzenden Caddy ausrollen. Diener kamen die Marmortreppe heruntergerannt und öffneten die Wagenschläge, griffen nach den Gepäckstücken von Professor Zamorra und Nicole Duval.

»Sicher wollen Sie sich noch erfrischen, bevor wir zu Abend speisen«, sagte Modjir Brahmul. »Man wird Ihnen Ihre Zimmer zeigen.«

Das Innere des Palastes übertraf sogar noch Professor Zamorras Erwartungen. Sicher — er war an Luxus gewohnt. Aber selbst ein amerikanischer Milliardär wäre sich in dieser Umgebung als armer Schlucker vorgekommen. Es lag nicht, nur an der Prachtentfaltung an sich. Nur war diese Pracht noch ungeheuer exotisch, ja erotisch fast. Zamorra fühlte sich in ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht versetzt, und Nicole erging es nicht anders. Als sie durch die Halle schritten, war es, als wäre die gesamte übrige Welt draußengeblieben, als hätten sie den Schritt in ein Zauberreich gemacht. Musik, nie gehörte Harmonien, schwangen in ihnen, brachten Saiten in ihren Seelen zum Erklingen, die sie vorher nicht gekannt hatten. Die neuen Eindrücke fielen über sie wie Traumgespinste.

Nicole hatte das Gefühl, nicht mehr atmen zu dürfen, wenn sie diesen Traum nicht zerstören wollte.

»Es gefällt Ihnen?« fragte ihr Gastgeber, und seine Stimme zerriß das zarte Gewebe ihrer Phantasie, die sie für Augenblicke in ferne Zeiten und Räume get? agen hatte, und holte sie in die Wirklichkeit zurück. In eine prosaische Wirklichkeit, in der ein gutaussehender Maharadscha-Sproß sie auf der Straße aufgelesen und zu sich eingeladen hatte.

»Ich bin beeindruckt«, antwortete Professor Zamorra, der sich schneller gefangen hatte.

»Sie können sich später in Ruhe alles ansehen«, versprach Modjir Brahmul. »Ich erwarte Sie zum Dinner auf der Terrasse. Diener werden vor Ihren Türen stehen und Sie führen.«

Zamorra dachte an Wachtposten.

Doch dann ließ er sich willig führen. Er atmete auf, als er sah, daß sein und Nicoles Zimmer nebeneinanderlagen. Es hätte zu Peinlichkeiten führen können, wenn er diese Anordnung ihrer Unterbringung verlangen hätte müssen. Und er hätte sie verlangt. Der Maharadscha-Sproß war ihm nicht ganz geheuer.

Und dann dieser Drachenkopf, der als Schnalle seinen Gürtel zusammenhielt!

Professor Zamorra glaubte schon lange nicht mehr an Zufälle.

Aber im Augenblick war der Wunsch nach einem Bad stärker als sein Hang zum Grübeln. Trotz Air-Condition in einem goldfarbenen Cadillac hatte die Fahrt ihn mitgenommen.

Als er in der Marmorwanne saß und sich mit einer durch und durch amerikanischen Nylonbürste den Rücken schrubbte, hörte er im angrenzenden Schlafraum ein Geräusch. Sofort hielt er inne und lauschte angestrengt hinaus. Automatisch griff er nach dem silbernen Amulett, das er auf den breiten Rand der Marmorwanne gelegt hatte,

und stieg aus dem Wasser. Schnell schlang er sich ein Handtuch um die Hüften.

Es gab keine Tür. Nur einen dichten Perlenvorhang. Vorsichtig ließ Professor Zamorra ihn ein Stück aufklaffen. Hinter ihm lief weiterhin Wasser ins Bad.

Ein graziles Mädchen in Pluderhosen, Schnabelpantoffeln und einer Art Bolero um die Schultern machte sich an seiner Reisetasche zu schaffen. Sie schien etwas zu suchen. Tief griffen ihre Finger unter seine Saphen. Enttäuschung malte sich auf ihrem hübschen Gesicht. Und ein Hauch von Erregung. Vielleicht von Angst?

Sie konnte dort nichts finden, was nicht ersetzbar gewesen wäre. Professor Zamorras Heft mit Travellerschecks lag offen auf dem Bett. Doch die interessierten das Mädchen nicht.

Sie ordnete den Inhalt der Tasche wieder und ging dann zu einer Mauernische, die Zamorra von seinem Platz aus nicht einsehen konnte. Als sie zurückkam, hielt sie ein langes Gewand aus Goldbrokat über beiden Händen. Sie legte es über das Bett und verließ das Zimmer wieder.

Professor Zamorra hatte genug gesehen. Es war richtig, nicht an Zufälle zu glauben. Modjir Brahmul hatte sie nicht eingeladen, weil sie ihm so überaus sympathisch gewesen wären oder weil er etwas Abwechslung in sein Leben bringen wollte. Er verfolgte ein bestimmtes Ziel.

Zamorra stieg in die Wanne zurück und drehte die Wasserhähne ab. Er nahm sich vor, sein Amulett nicht mehr aus den Augen zu lassen.

Zwanzig Minuten später saß er auf der Terrasse. Zusammen mit Nicole. Sie hatte ein orangefarbenes Organdy-Kleid angezogen, das die Reise ohne zu knittern überstanden hatte. Auch Zamorra hatte auf das Gewand verzichtet, das ihm quer über das Bett gelegt worden war, und eine bequeme graue Hose und einen dunkelblauen Blazer vorgezogen. Im Hintergrund warteten braunhäutige kräftige Männer mit vor der Brust verschränkten Armen. Und wieder hatte Professor Zamorra das Gefühl, weniger bedient als bewacht zu werden.

Wohin bin ich da nur geraten? schoß es ihm durch den Kopf. Er nahm sich vor, höllisch auf der Hut zu sein.

Zu ihrer Rechten hinter den dunkel werdenden Bergen stieg der große rote Mond schnell empor. Das Zwielicht des letzten Tagesschimmers und des aufgehenden Mondes verdichtete die Umrisse der Bäume und gab den Bergen eine neue, geheimnisvolle Fernsicht. Die staubumwehten Palmen schimmerten und glänzten, und das Dunkel unter ihnen war schwarz wie Samt. Von fernen, unsichtbaren Gehöften hörte man die Hunde ihr Nachtlied anstimmen. Und die Hähne krähten, weil sie dachten, ein neuer Tag dämmere zu rasch herauf.

Der Park mit dem kleinen künstlichen See nahe der Terrasse lag in stillem Frieden.

»Guten Abend«, sagte Modjir Brahmuls Stimme hinter ihnen. Zamorra drehte sich ruhig um. Er hielt es nicht für nötig aufzustehen. »Das Essen wird sofort serviert. Sicher sind Sie hungrig.«

Der Inder setzte sich. Er hatte eines dieser Brokatgewänder an, die bis zur Mitte der Oberschenkel reichten. Um die Taille trug er einen anderen Gurt. Doch auch dessen Schnalle zierte ein Drachenkopf mit einem langen Echsenschnabel.

Professor Zamorras Blick blieb vielleicht zu lange daran haften, denn der Inder bemerkte ihn.

»Der Gürtel gefällt Ihnen?«

»Er ist ungewöhnlich.«

»Eine Marotte von mir«, meinte Modjir Brahmul Al Fujieb. »Ich liebe alles Urweltliche, ohne jedoch die Bequemlichkeiten der Neuzeit zu verschmähen. Habe ich es Ihnen noch nicht gesagt, Mister Zamorra? Ich züchte Echsen, Reptilien, Karmarane, Leguane. Man kümmert sich zu wenig um diese reizenden Tiere.«

»Iii!« machte Nicole.

Professbr Zamorra graute es plötzlich auch. Aber aus einem ganz anderen Grund. Ihm fielen ein paar Schuppen mehr von den Augen.

***

Sadhu Shandri ging unverdrossen weiter. Blutrot hing der Mond hinter ihm am Himmel. Der heilige Mann lief wie an Fäden gezogen. Die Pforte der zwei Basaltsteine lag schon weit hinter ihm. Auch die Ruinen, die wie die Zähne eines schadhaften Gebisses aufragten. Sie hatten mit Rudrasvins Grab nicht das geringste zu tun. Sie stammten aus späteren Zeiten.

Rudrasvins unterirdisches Mausoleum lag nur in der Nähe. In unmittelbarerer Nähe.

Der Drachengott hatte ihm »gesagt«, wie er hinkommen würde.

Hinter der Ruine lag eine Kuhle. Bei Tag sah sie aus, als hätte sich hier vor Urzeiten einmal die Erde gesenkt. Sadhu Shandri stieg éur Mitte dieser Mulde hinab. Er schnitt sich an Dornengestrüpp und spürte es nicht.

Der Sadhu warf sich auf die Knie, beugte seinen krummen Rücken voller Dankbarkeit und Ehrfurcht. Der rote Mond warf seinen blutigen Schimmer über ihn. Shandris Stirn berührte die Erde, das dürre Gras, das hier noch ausgetrockneter und abgestorbener war als anderswo. Er zerschnitt sich die Stirn an den messerscharfen Halmen. Blut sickerte tropfenweise aus den Wunden.

In Sadhu Shandri kehrte Ruhe ein.

Sein Interesse war nicht mehr aufgewühlt wie auf dem Weg nach

Chhinwara. Die innere Unrast war von ihm abgefallen, je mehr er sich dem Dorf Sarasia und dieser Stätte genähert hatte. Sadhu Shandri glaubte, dem ewigwährenden Glück ganz nahe zu sein. Sein umnachteter und geknechteter Geist nahm nicht mehr wahr, daß er in Wirklichkeit an der Schwelle ewiger Verderbnis stand. Am Rande eines Abgrundes, aus dem es keine Wiederkehr mehr gab.

Sadhu Shandri war dem Dämonengott Rudrasvin mit Haut und Haaren verfallen. Er war nicht mehr er selbst. Er war Opfer, wie die Männer Opfer gewesen waren, die er dem Drachenhäuptigen zugeführt hatte.

Er wußte es nur noch nicht.

Ein anderer hatte ihm die verbotenen *Atharvavedas,* die Zauberformeln, zugeführt. Nicht vollständig. Denn derjenige, der Sadhu Shandri an die Front jagte, wußte um das volle Geheimnis des Drachengottes.

Sadhu Shandri war ein Verblendeter. Und als solcher würde er sterben. Ein heiliger Mann, der sich noch nie im Leben etwas zuschulden hatte kommen lassen, mußte das letzte Opfer Rudrasvins sein.

Die mit langen Fingernägeln bewehrten Hände des Sadhu gruben sich in das eingefallene Erdreich. Er grub wild und wilder. Mit gespreizten Schenkeln.

Erde und Grasnarben flogen dazwischen davon. Der Sadhu wußte genau, wo er beginnen mußte.

Der Mond stieg höher. Eine Stunde verstrich. Und Sadhu Shandri grub. Immer tiefer kraulten seine Hände. Sämtliche Fingernägel waren abgebrochen. Wie besessen wühlte er sich weiter hinein in den Boden.

Die Grube wurde einen Meter tief. Eineinhalb Meter.

Dann schluchzte der heilige Mann auf.

Seine Finger ertasteten verfaultes Holz.

Die Falltür ließ sich nicht mehr heben. Unter dem Druck der Handballen brach sie ein. Der heilige Mann griff ins Leere. In fieberhafter Eile räumte er das morsche, verfaulte Holz beiseite. Modergeruch schlug ihm aus der Tiefe der Gruft entgegen.

»Rudrasvin?« fragte der ausgemergelte Mann in die Höhlung hinein.

Keine Antwort.

»Rudrasvin? Ich komme.«

Beklemmende Stille.

Sadhu Shandri arbeitete weiter, bis er sich einen Durchlaß geschaffen hatte, durch den er seinen abgemagerten Körper zwängen konnte.

Schwarz gähnte das Loch unter ihm.

Der heilige Mann steckte zuerst die Füße hinein, balancierte Augenblicke lang mit seinem Rumpf, ließ sich fallen.

Er kam weich auf. Sehr weich. Wie auf einem Moospolster.

Doch seine Sohlen trafen auf einen glitschigen Schwamm. Sadhu Shandri rutschte aus und lag lang.

Er hatte sich den Kopf etwas angestoßen. Halb benommen richtete er sich wieder auf. Sadhu Shandri sah nichts mehr. Nur das Rechteck über ihm spendete ein wenig Licht.

Der heilige Mann brauchte keinen Führer. Zielstrebig ging er auf den mittleren von drei Gängen zu, die aus der Kammer, in die er geraten war, mündeten. Die Stimme in ihm war wieder da. Sie sagte ihm, wohin er sich wenden sollte.

Fünfzig Meter weit führte der Gang geradeaus. Dann zwei weitere Abzweigungen. Sadhu Shandri nahm die linke. Höhere Mächte leiteten ihn.

Der Gang führte leicht abwärts, wurde steiler.

Sadhu Shandri kam ins Laufen. Hell tippelten seine nackten Sohlen im Widerhall. Er kam seinem Ziel nah und näher.

Eine Grotte.

Eine riesengroße Grotte.

Groß wie ein Dom und genauso hoch.

In der Mitte ein steinerner Sarkophag. Sadhu Shandri rannte auf ihn zu.

Doch kurz davor stoppte er.

Der Sarkophag war von einer Grube umgeben. In ihr ringelten sich giftige Schlangen. Schwarze Mambas und Kobras. Die gefährlichsten Reptilien, die auf dem indischen Subkontinent heimisch waren.

Sekundenlang verharrte Sadhu Shandri. Er forschte in sich, ob ihn ein Gefühl der Panik beschleichen würde. Es blieb aus. Die sich ringelnden schuppigen Körper schienen ihm vertraut wie ein Stock, auf den er sich während langer Wanderjahre stützte.

Die Grube war etwa zwei Yards tief. Eine steile Steintreppe führte hinab und auf der Sarkophagseite wieder hinauf. Sadhu Shandri zögerte nicht länger.

Langsam setzte er zuerst den einen Fuß auf die Stufen, dann den anderen. Die Schlangen krochen auf ihn zu. Düsteres, rotes Licht lag über der unwirklichen Szenerie. Es drang aus den Felswänden, aus Ritzen am Boden und aus den vielen Nischen, von denen die Seiten des domartigen Gewölbes durchbrochen wurden.

Direkt von oben fiel ein grünlicher Strahl genau auf den steinernen Sarg, badete ihn in einem fluoreszierenden Schein.

Sadhu Shandri setzte seinen Fuß inmitten des sich windenden und züngelnden Gewirrs von Schlangenkörpern. Die Reptilien zischten zwar und rissen ihre Mäuler mit den spitzen, nach hinten stehenden Zähnen weit auf, doch sie bissen den heiligen Mann nicht. Sadhu Shandri bahnte sich einen Weg durch die Reptilien, die sich um seine Beine wanden und an ihnen heraufkrochen wie ungeheuer schnell

wachsende glitschige Dschungelpflanzen. Dann hatte er die Grube durchquert, stieg auf der anderen Seite wieder hinauf.

Er vermeinte ein Flüstern und Murmeln zu hören, das lockend und einschmeichelnd in seinen Ohren klang. Sadhu Shandri kletterte auf den steinernen Sarkophag, auf dessen wuchtigen Deckel geheimnisvolle Zeichen gemeißelt waren. Immer wieder kam in den Ornamenten das Drachensymbol vor.

Der heilige Mann kniete sich auf das Fußende des Sarkophags. Formeln, Zaubersprüche, die er noch nie irgendwo gelesen hatte, kamen ihm in den Sinn. Er sprach sie laut und deutlich. Die Wände warfen die alten *Atharvavedas* zurück, von mehrfachen und verklingenden Echos überlagert.

Sadhu Shandri veränderte seine Gestalt nicht mehr. Sie blieb die eines abgezehrten, ausgemergelten, knochigen Greises mit eingefallenen Wangen. Im Verlauf der letzten acht Tage hatte er noch mehr an Gewicht verloren. Die Wirbelsäule stach aus dem gekrümmten Rücken.

Mit dem Verhallen des letzten Tones der Mantras durchfuhr ein kreischendes Knirschen den verborgenen Felsendom. Der Deckel unter Sadhu Shandri bewegte sich wie von Geisterhand geschoben. Die Kraft von sechs starken Männern hätte nicht gereicht, ihn von der Stelle zu bewegen. Jetzt tat er es scheinbar von selbst. Sadhu Shandri blieb in seiner demütigen Pose. Er ergab sich vertrauensvoll in sein Schicksal. Von jetzt an arbeitete sein Wille nicht mehr. Er war ausgeschaltet wie das Flämmchen einer Öllampe, das im Sturm verlosch.

Eine dunkel gähnende Öffnung tat sich hinter ihm auf. Ein Gestank von unvorstellbarer Gräßlichkeit drang darauf, legte sich auf die Schleimhäute, brachte die Augen zum Tränen. Sadhu Shandri stockte der Atem. Verwesungsgeruch schlug ihm feucht entgegen. Süßlich, penetrant, grauenvoll.

***

Das Mahl auf der Terrasse des Palastes war üppig und raffiniert gewesen. Es hätte jedem Fünf-Sterne-Restaurant zur Ehre gereicht. Genießerin Nicole sparte denn auch nicht mit Lob.

Zum Schluß wurde noch schwerer roter Wein aus dem Süden Indiens gereicht. Von der Art, wie er an den Berghängen nahe von Madras wuchs. Er stieg Nicole schnell zu Kopf. Ihre Wangen röteten sich. Als strenggläubiger Moslem, wie er sagte, nahm Modjir Brahmul Al Fujieb nicht einen einzigen Tropfen zu sich.

Dabei glaubte Professor Zamorra bemerkt zu haben, daß ihr Gastgeber ganz deutlich nach Whisky roch, als er sich zu ihnen an den Tisch gesetzt hatte.

Der Mond stand schon hoch am Himmel, als Modjir Brahmul die

Tafel aufhob. Zamorra spürte eine angenehme Müdigkeit in sich, die er jedoch vorwiegend den Strapazen des Tages zuschrieb. Mißtrauisch wurde er erst, als er aufstehen wollte. Die Beine kamen ihm mit einem Male ungeheuer schwer vor.

Nicole ging es nicht anders.

»Oh!« sagte sie überrascht und sank auf ihren Stuhl zurück.

Ihr Gastgeber lächelte undurchsichtig.

»Der indische Wein hat es in sich«, meinte er.

Professor Zamorra ging sofort der Doppelsinn dieser Worte auf. Der Wein hatte es vielleicht wirklich »in sich« gehabt. Er dachte an eine Droge. Anders konnte er sich die plötzliche Mattheit seiner Glieder nicht erklären. Er mußte seinen ganzen Willen aufbieten, um sich von seinem Korbsessel hochzustemmen und dann schwankend zu stehen. Er war nicht alkoholisiert. Das hätte sich anders ausgewirkt. Plötzlich wurde es ihm zur Gewißheit, daß der Wein gepanscht gewesen sein mußte. Er wollte nur mehr in sein Bett. Wollte schlafen, tief und fest schlafen.

Das Lächeln des Asiaten nahm er nur noch wie durch einen Schleier wahr. Die aufgeworfenen Lippen im gepflegten Bart schienen sich noch mehr in die Breite zu ziehen. Professor Zamorra riß die Augen weit auf. Modjir Brahmuls sonore Stimme drang wie durch Watte zu ihm.

»Sie fühlen sich nicht ganz wohl, Monsieur? Vielleicht sollten Sie und Ihre reizende Begleiterin nun doch Ihre Gemächer aufsuchen. Ich wünsche Ihnen eine angenehme Ruhe.«

Er kreuzte die Arme vor der Brust und verbeugte sich. Dann verschwand er aus ihrem Gesichtsfeld, als wäre er bei einem Film aus dem Bild geblendet worden.

Nicole kicherte verlegen und wankte auf den Professor zu. Sie kam etwas stürmisch und hätte Zamorra um ein Haar umgeworfen.

»Mir ist so komisch, Chef!« meinte sie und krallte sich an seinem Blazer fest. »Meinst du, daß ich indischen Wein nicht vertrage? Aber er ist herrlich. Er macht so herrlich müde.«

Das fand der Professor auch. Er fand sogar, daß er viel zu müde machte. Es erforderte seine ganze Willenkraft, sich nicht einfach auf der Stelle umfallen zu lassen und zu schlafen.

Die Diener am Eingang zum Palast waren verschwunden. Auf dem Tisch stand das Geschirr vom letzten Gang. Der Geruch von Modjir Brahmuls dünner Zigarre hing noch in der Luft.

Professor Zamorra kniff die Lippen zu einem Strich zusammen. Mit der einen Hand stützte er Nicole, mit der anderen faßte er nach seinem Amulett. Es hing noch an seiner alten Stelle. Doch gegen irgendwelche Drogen konnte es ihm nicht helfen.

Sein Kreislauf rebellierte. Alles um ihn herum schwankte, geriet ins

Schweben. Nur mit äußerster Anstrengung hielt er sich noch auf den Beinen. Ihm war es, als würden aus dem Dunkel des Parks Augenpaare auf ihnen brennen. Die Augenpaare von Männern, die nur darauf warteten, daß sie zusammenbrachen.

Er wußte später nicht mehr, wie er es schaffte, ihre Zimmer zu finden. Nicole nahm er mit in das seine.

Nur- nicht einschlafen! hämmerte es in ihm. Nicole schlief ein, sobald er sie quer über sein Bett gelegt hatte.

Das Amulett! Es war nicht mehr sicher bei ihm! Der heimtückische Trank würde auch ihn bald von den Beinen fegen. In wenigen Sekunden vielleicht schon.

Der Professor tappte wie ein tollpatschiger Bär durch das Gästezimmer, klammerte sich fest, wo immer sich eine Gelegenheit dazu bot. Gerade noch erreichte er das Bad.

Ich muß das Medaillon verstecken! dachte er immer wieder.

Schwerfällig sank er auf die Marmorfließen.

Das Abflußrohr!

Schon drehten seine nervigen Hände an der Verschraubung, lösten sie. Er warf das Amulett in den verchromten Abflußkrümmer hinein, in dem Barthaare, Seifenreste und Stoffasern sich zu einem schleimigen Brei vermischt hatten.

Kaum mehr eines vernünftigen Gedankens fähig, schraubte er den Verschluß wieder an. Ein Blick auf seine Hände sagte ihm, daß sie nicht schmutzig geworden waren. Auf allen vieren kroch er zurück in den Schlafraum. Er erreichte das Bett nicht mehr.

***

Ein Sog erfaßte Sadhu Shandri, zog ihn an wie ein Magnet das Eisen. Er kippte hintenüber und stürzte in die stinkende Tiefe. Doch er fiel nicht hart. Er sank wie durch Wasser, in das man einen mit Steinen beschwerten Körper geworfen hat.

Sanft kam er auf, schaute erstaunt um sich.

Auch hier eine Höhle. Bei weitem nicht so groß wie oben im Raum mit dem Sarkophag, doch auch hier überall dieses seltsam flirrende Licht, das die Umgebung aus den Schatten der ewigen Finsternis hob. Sadhu Shandri kam auf die Beine. Der Gestank schien ihm erträglich. Er nahm ihn schon gar nicht mehr wahr, diesen giftigen Odem aus den Tiefen der Hölle, in die Varuna den Dämon mit dem Drachenkopf für tausend mal tausend Jahre verbannt hatte.

Nicht einmal fünf Jahrtausende waren seither verstrichen, weil ein frevlerischer Mensch die Aufzeichnungen gefunden hatte, die Anleitung, mit der allein man den Dämon vor der geschriebenen Zeit aus seinem Schattenreich holen konnte.

Die Riten, die erfüllt werden mußten, standen fest. Ein heiliger Mann

mußte es sein, der Rudrasvin befreite. Und dieser heilige Mann mußte dem Dämon vorher Opfer gebracht haben.

Und noch eine weitere Sicherung hatte der höchste der wedischen Götter vorgesehen. Dieser wirklich heilige, von seinem Lebenslauf her vollkommen unbescholtene Mann mußte sich am Ende selbst in die ewige Verdammnis begeben.

Und doch hafte sich ein Mensch gefunden, der all diese Klippen raffiniert umschifft hatte und die alten Weisungen zu seinem Vorteil zu nutzen gedachte.

Denn Sadhu Shandri hatte nur einen Teil der alten Wahrheiten mitgeteilt bekommen. Wie man den Dämon und seine verhängnisvollen Kräfte im Griff behielt, das wußte nur einer.

Das wußte nur Modjir Brahmul Al Fujieb, der in alten Aufzeichnungen der Familiengeschichte auf das Versteck der verbotenen Formeln gestoßen war.

Modjir Brahmul wollte den Dämon für sich einsetzen. Rudrasvin sollte benützt werden, damit der Inder seine sehr weltlichen Ziele noch schneller erreichte. Modjir Brahmul wollte nicht mehr und nicht weniger als alle Machtfülle, die für einen Mann auf Erden nur denkbar war. Auf seinen Befehl mußte Rudrasvin seine Opfer mit Krankheit und Siechtum ausschalten.

Und Rudrasvin stellten sich keine irdischen Hindernisse in den Weg. Sie existierten nicht für ihn. Sie waren wie Nebel. Nicht Mauern aus Beton noch aus Blei konnten ihn abhalten. Seine giftigen Pfeile durchdrangen alles und fanden immer ihr Ziel.

Rudrasvin zu beherrschen, bedeutete die Herrschaft über Leben und Tod…

Sadhu Shandri faltete ehrfurchtsvoll die Hände. Seine alten Augen hatten sich an das seltsame Licht gewöhnt. Allmählich nahm er Einzelheiten wahr.

Ein schimmernd grüner, großer Stein wie ein überdimensionaler Altar. Staubreste darauf, die nur mehr entfernt an den Geistkörper des Drachenköpfigen erinnerten. Man sah noch, wie die Flügel des Echsenmenschen gelegen hatten. Jetzt schienen sie wie krümeliger Rost. Halb zerfallen und mumifiziert waren auch Kopf und Echsenschnabel.

Hinter der weißlich-grünen Platte ein riesiger Gong. Bronze- bis Goldtöne. Daneben ein Klöppel, der die Jahrtausende überdauert hatte.

Sadhu Shandri umrundete den Stein, nahm den schweren Schwengel auf, hob ihn weit über seinen Kopf. Diesen Gong mußte er anschlagen. Dann war alles gut…

Dann war seine Aufgabe erfüllt.

Das kopfgroße Ende des Klöppels traf auf das Metall.

Sekundenlang geschah gar nichts. Dann hub im Raum ein leises Singen an, wurde rasch stärker, schwang sich auf zu einem dröhnenden Crescendo. Der Klang wurde unerträglich.

Sadhu Shandri schlug sich die Hände an die Ohren. Der Ton brach ab. Der Sadhu wußte nicht, daß seine Trommelfelle geplatzt waren. In seinem Schädel vibrierte es weiter. Schmerzen durchzuckten seinen dürren Körper. Die Vibrationen trieben ihm die Augen weit aus den Höhlen. Er brach in die Knie, sah noch, wie die Oberfläche des Gongs sich veränderte, wie sie durchsichtig wurde wie ein rundes Fenster.

Eine fremde Landschaft. Blumen mit kostbaren, herrlich duftenden Blüten an unbekannten, üppig wuchernden Bäumen mit langen Farnwedeln. Alle Farben des Hegenbogens strahlten ihm entgegen.

Und mit einem Male welkte all diese farbige Pracht dahin. Der Himmel verdunkelte sich. Ein fledermausförmiger Schatten schwebte herab. Unter den Hautflügeln ein goldschimmernder Körper.

Rudrasvin.

Der lange grellgelbe Schnabel war weit aufgesperrt. Die starren lidlosen Augen funkelten tückisch. Dann kam dieser Schnabel heraus aus der Fläche des Gongs, der häßliche Kopf folgte. In den letzten Sekunden seines Lebens wurde Sadhu Shandri die abstoßende Abstrusität dieses Wesens noch bewußt.

Schließlich war der Schnabel bei ihm, öffnete sich weit. Schwarz gähnte ihm ein tiefer Schlund entgegen. Der heilige Mann hatte das Gefühl zu stürzen. So wie man auf der Klippe eines hohen Berges steht, der steil ins Meer abfällt. Man fühlt sich magisch angezogen, möchte fallen, fallen…

Sadhu Shandri fiel. Er hob schreiend vom Boden ab, schwebte auf diesen Riesenschlund zu.

Etwas Schleimiges, Schmatzendes griff nach seinen Armen, nach seinem Kopf.

Das war die letzte Empfindung, die Sadhu Shandri hatte.

***

Gelber Geifer rann aus dem Echsenschnabel, nachdem der Dämon sein gräßliches Mal beendet hatte. Sobald die Tropfen auf den Boden trafen, verdampften sie zischend.

Aber noch war Rudrasvin nicht ganz auf die Erde zurückgekehrt. Sein festgewordener Geistkörper mußte noch eins werden mit seinen irdischen Resten auf der Platte aus heller Jade.

Das Wesen ging darauf zu, legte sich hin, wie Varuna ihm einst befohlen hatte, bevor er den Bann aussprach, der ihn für eine Million Jahre an diesen Ort gefesselt halten sollte.

Der Staub unter ihm zerfiel ganz, als er seinen Drachenkopf auf seinen irdischen Schädel bettete. Minuten blieb er so liegen.

Hatte seine Brust sich vorher nicht gehoben und gesenkt, jetzt atmete das Wesen. Pfeifend und zischend entwich die Luft aus zwei Öffnungen am Schnabel. Ein konvulsivisches Zucken durchlief den Dämonenkörper. Es knarrte, als das Wesen Arme und Beine leicht bewegte.

Auch die Fledermausflügel regten sich. Die Krallen bogen sich vor und zurück. Diese gefährlichen Krallen, die im Kampf zu tödlichen Waffen wurden.

Schließlich war Rudrasvin in die Realität zurückgekehrt. Er war gekommen, um abermals Tod und Verderben unter die Menschen zu bringen. Unter die Menschen, die er haßte, denen er seine Verbannung verdankte, nur weil Varuna schützend seine Hände über das neue Geschlecht gebreitet hatte.

Der Drachenköpfige rollte sich von seinem harten Lager herunter. Der lange Hornschnabel mit den nadelspitzen Zähnen klapperte. Was sie einmal faßten, kam nicht mehr frei.

Der Dämon reckte und streckte sich, breitete seine Flügel aus, soweit es ging. Die Enden stießen gegen die Wände des Raums. Rudrasvin legte sich den Köcher mit den Todespfeilen um und nahm den Bogen auf.

Mit seinen krallenbewehrten Flügeln erreichte er die Öffnung des Sarkophages über ihm. Er zog sich hinauf. Der harte Stein splitterte und knirschte unter der Kraft der Krallen, die härter waren als Stahl und stark wie die Zähne eines Baggers.

Mit den Armen schob er sich ganz aus der Öffnung und stand dann im domartigen Gewölbe. Hier konnte er seine Schwingen ganz ausbreiten. Er räkelte sich wohlig. Die letzten Falten in seinen Flügeln glätteten sich. Rudrasvin war frei.

Varuna würde ihn kein zweites Mal einfangen können. Varuna war weit im Reiche des Lichts. Es war ihm nicht so ohne weiteres gestattet, von sich aus auf die Erde wiederzukehren, wo er nur in der Andacht und in der Religion seiner Gläubigen weiterlebte.

Rudrasvin erhob sich probeweise ein paar Meter in die Luft, genoß das flatternde Rauschen seiner Echsenschwingen, sonnte sich im Gefühl der Unbesiegbarkeit. Die Waffen der Irdischen vermochten ihm nichts anzuhaben. Gegen die war er gefeit.

Im Fliegen erweiterte Rudrasvin das Loch über sich, das noch Sadhu Shandri, sein willfähiger Diener, mit bloßen Händen gegraben hatte. Rudrasvin spürte die Nähe der verhaßten Menschen, die er seine Pfeile kosten lassen wollte. Pfeile aus einem nie versiegenden Reservoir. Er hatte Lepra, Cholera, Malaria, Gelbfieber und die Pest zu vergeben. Er konnte langsam und er konnte schnell töten. Meist tötete Rudrasvin langsam, kostete vom Entsetzen und vom Grauen jener, die er quälte, berauschte sich daran.

Schließlich lag sein Verließ mit dem Labyrinth aus Gängen und blinden Fluren für immer hinter ihm zurück. So meinte Rudrasvin, der Drachenköpfige, in diesem Augenblick noch.

Er stand draußen, entfaltete wieder die Flügel, um sich frei in die Lüfte zu erheben, um als Schatten des Todes über die Erde zu schweben.

Doch dann fesselte etwas anderes seine Aufmerksamkeit.

Zwei Lichtpunkte näherten sich dem Satansgrab. Von seinen Mentalausflügen, die die verbotenen Mantras ihm gestattet hatten, wußte er bereits viel über diese neue Welt, fünftausend Jahre nach seiner Verbannung. Ein Auto fuhr heran. Mt seinem ersten Opfer am Steuer…

Ein heiseres, erfreutes Krächzen entrang sich seinem Schnabel. Eine goldene Hand legte einen Pfeil an die Sehne. Rudrasvin zielte.

***

Modjir Brahmul fluchte lästerlich, als er eine volle Stunde lang das Gepäck seines Gastes durchsucht hatte.

Natürlich hatte sein erster Blick dem Hals Professor Zamorras gegolten. Doch das Amulett und die silberne Kette hingen nicht mehr daran.

Er hatte den Mann auf der Straße von Nagpur sofort erkannt. Sein Bild war einmal in einer englischen Zeitung erschienen, als er noch auf der britischen Insel studierte.

An den Artikel konnte er sich nicht mehr im einzelnen erinnern, wußte aber noch so viel, daß der Herr von Château de Montagne einem Spukwesen in den schottischen Highlands das Handwerk gelegt haben sollte. Der Reporter hatte sich damals ziemlich hämisch über die angeblichen Aktivitäten des Parapsychologen ausgelassen.

Dieser Reporter war ein Dummkopf.

Ein Inder glaubt durchaus an übernatürliche Ereignisse, an Dämonen. Ihre Sinne sind noch nicht so abgestumpft wie die ihrer westlichen Artgenossen, denen technische Errungenschaften, ein Leben mit allen Bequemlichkeiten und die Dauerberieselung durch das Fernsehen die Augen für alles Jenseitige verschlossen hatten.

Doch Dämonen und Geistwesen lebten. Niemand wußte das besser als Modjir Brahmul. Hatte er sich doch selbst von frühester Jugend an mit Dämonologie beschäftigt. Für ihn war nicht mehr alles ein Buch mit sieben Siegeln, was anderen unverständlich erschien und was sie mit einem unwirschen Kopfschütteln abtaten, wenn sie nicht selbst einmal in den Bannkreis überirdischer Wesenheiten gerieten, wenn das Grausen des Ungeglaubten nicht selbst mit eisigen Fingern nach ihren Herzen griff.

Modjir Brahmul hatte deshalb auch die westliche einschlägige

Literatur studiert. Er fand sie wesentlich interessanter und ergiebiger als ihre sogenannten fachwissenschaftlichen Werke, die alles nur mit rationaler Vernunft erklären wollten und ihren Lesern dabei doch nur Glauben abverlangten. Denn Erklärungen für paranormale Erscheinungen fanden auch diese selbsternannten Kluggeister nicht. Sie taten es als Halluzination und Nervenüberreizung ab, wenn die Geister der anderen Reiche mal in die Geschehnisse dieser Welt eingriffen.

Das Amulett auf dem Foto hatte ihn schon damals fasziniert. Es hatte wie ein gewöhnlicher Glücksbringer um den Hals gehangen. Wie auf der Straße in Nagpur.

Unter Schwierigkeiten hatte der Student Modjir Brahmul Al Fujieb sich einen Originalabzug dieses Fotos und eine Ausschnittvergrößerung des Amuletts besorgt.

Wie oft hatte er sich dieses Bild betrachtet! Es zeigte nur die eine Seite des Medaillons. Die mit Drudenfuß in der Mitte, den Tierkreiszeichen in einem mittleren Kreis und unbekannte Runen und Symbole im äußersten, verschlungen in magische Figuren. Zeichen aller Schriften kamen drin vor.

Selbst Zamorra kannte nicht das ganze Spektrum der Zauberkräfte seines Amuletts. Doch hatte er sich schon oft darüber gewundert, daß sogar Schriftzeichen aus dem Sanskrit und chinesische Dyiangs eingegossen waren, obwohl man in der westlichen Welt zu jener Zeit, als das Amulett entstanden sein mußte, die Kulturen noch gar nicht kannte, ja noch nicht einmal alle Schriften entstanden waren.

Eines der vielen ungelösten Rätsel des silbernen Amuletts.

Und nun konnte Modjir Brahmul das Amulett nicht finden. Er durchsuchte auch noch die Taschen des wie bewußtlos Liegenden und scheute sich nicht davor, auch das weißblonde Mädchen zu durchsuchen.

Nichts.

Mißgelaunt brach er die Suche ab. Er durfte nicht noch mehr Zeit vertrödeln. Vielleicht würde sich später nochmals eine Gelegenheit ergeben. Inzwischen mußte dieser Hindu-Mönch alles getan haben, was er von jenem Augenblick an tun mußte, als einer seiner Diener ihm in Delhi den Packen mit den Vedas in die Bettelschale gelegt hatte, während Modjir Brahmul aus sicherer Entfernung alles beobachtete und den Sadhu auch später nicht mehr aus den Augen ließ.

Bis zur ersten Entführung. Dann wußte er, daß das Dämonenwesen bereits Macht über den Sadhu hatte.

Und er — Modjir Brahmul Al Fujieb — hatte Macht über Rudrasvin!

Der Maharadscha-Nachfahre ließ die beiden Franzosen schlafen. Er gab seinen Dienern noch ein paar Anweisungen und ließ sich dann

den Range Rover vorfahren. Dort, wohin er wollte, gab es keine Straßen. Hinüber nach Sarasia und dann hinaus auf das Hochland mit den Hügeln und dem Satansgrab, das für ihn als den Beherrscher Rudrasvins jedoch keine Schrecken hatte.

Es ging auf Mitternacht zu, als er den Wagen mit dem Allradantrieb von der staubigen Straße jagte und ihn querfeldein einen leichten Hang hinauftrieb. Er holperte im Autositz auf und nieder, als säße er auf einem Kamel. Der Boden war uneben und von Geröll übersät. Die extradicken Reifen gaben jedê Unebenheit an das Chassis des Wagens weiter. Modjir Brahmul umklammerte das Steuer mit festem Griff.

Der rote Mond spendete genügend Licht. Er war inzwischen etwas fahler geworden. Die Nacht kühlte ab und trocknete den Schweiß auf seiner Stirn. Er hatte nicht mehr das wertvolle Gewand an, sondern war in die bequemere Tropenkleidung geschlüpft. Sein fettig glänzendes Haar umflatterte ihn im Fahrtwind. Um den Mund des Inders lag ein grausames Lächeln.

Er kannte die Bannsprüche Varunas. Ihm konnte der Dämon nichts anhaben. Er würde ihn sich untertan machen. Rudrasvin würde sein gehorsamster Diener sein. Und Rudrasvin würde der neue Herr gefallen, denn der Dämon durfte bei ihm das tun, was seinen Neigungen entsprach.

Er durfte töten. Durfte viele Menschen töten. Feinde, die Modjir Brahmul Al Fujieb vernieten wollte, ohne daß jemals ein Verdacht auf ihn fiel.

Zuerst würde er sich an die Spitze seines Distrikts bringen, dann des Landes, dann von Indien, und dann…

Die Hügel tauchten in die Lichtfinger der starken Scheinwerfer. Modjir Brahmul fuhr den Weg, den Sadhu Shandri gegangen war. Noch einmal wiederholte er im Geist die *Atharvavedas,* die ihm die Herrschaft über den Drachenköpfigen verliehen. Wenn alles nach seinem Willen gelaufen war, mußte er den Dämon bald zu Gesicht bekommen. Zeit genug hatte Sadhu Shandri gehabt.

Der Range Rover legte auch noch die letzten fünfhundert Meter zurück. Nun mußte es bald soweit sein. Modjir Brahmul starrte angestrengt durch die Windschutzscheibe.

Da vorne!

Keinen Steinwurf mehr weit entfernt! Ein Gebilde wie eine monströse Fledermaus, die Flügel ausgebreitet. Dazwischen ein golden schimmernder Körper. Größer als zwei erwachsene Menschen.

Der Inder trat auf die Bremse, ließ den Motor laufen und den Schlüssel stecken. Seine Augen glänzten fanatisch, als er ins Freie sprang. Das Wesen hatte Pfeil und Bogen auf ihn angelegt. Modjir Brahmul bot seine ungeschützte Brust und breitete die Arme aus.

Bevor der Pfeil die Sehne verließ, schrie er die Formeln in die Nacht

hinaus, die ihm Macht über den Dämon verliehen, die Rudrasvin zu einem willfährigen Werkzeug in seinen Händen machten. Der Dämon blies gelben Dampf aus den Löchern im Schnabel.

Ein Zeichen ohnmächtigen Zorns?

Jedenfalls senkte Rudrasvin den Bogen, steckte den Pfeil zurück in den Köcher. Der Inder näherte sich dem Wesen, das mit zusammengefalteten schwarzen Flügeln fast dreimal so hoch war wie er. Modjir Brahmul fühlte keine Furcht. Nur wilder Triumph war in ihm aufgestiegen. Tief in seinem Innersten hatten sich eben doch Zweifel befunden, ob die *Atharvavedas* auch im gewünschten Sinn wirken würden. Diese Zweifel waren jetzt ausgeräumt. Er hatte keinen Gegner mehr zu fürchten. Modjir Brahmul Al Fujieb hatte sein hochgestecktes Ziel erreicht. Er war der Beherrscher eines Dämons und dessen Zauberkräften.

Langsam trat er näher. Rudrasvin wankte zurück.

»Bleib!« befahl der Inder und blieb ebenfalls stehen. Ein Röcheln klang aus dem Echsenschnabel, doch der Dämon gehorchte.

»In die Knie!« rief Modjir Brahmul grimmig.

Rudrasvin beugte sie.

»In den Staub mit dir!«

Der Dämon sah seinen Herrn mit funkelnden Augen an. Ganz langsam nur kam er auch diesem Befehl nach. Die Echsenaugen blieben starr auf den Inder gerichtet, als das Wesen sich auf dem felsigen Boden ausstreckte, die Fledermausflügel wie zum Schutz über sich gebreitet. Die Krallen zuckten.

Ein satanisches Grinsen legte sich auf die Züge Modjir Brahmuls und blieb dort wie festgefroren.

»Sehr gut«, meinte er ruhig. Er sprach in der Art, wie man zu gezähmten Raubtieren redet, bei denen man sich nie ganz sicher ist, ob nicht doch ihre alte Wildheit jederzeit wieder zum Vorschein kommt.

Aber Rudrasvin war keine Raubkatze. Er war ein Dämon. Und Rudrasvin war bezwungen. Endgültig. So wie ein Vogel nicht mehr fliegen kann, wenn man ihm die Flügel entsprechend gestutzt hat.

»Warte in deiner Gruft auf mich«, fuhr der Inder langsam fort. »Du wirst sie nur verlassen, wenn ich dich rufe. Doch dann wirst du gedankenschnell bei mir sein und meine Befehle ausführen.«

Den ersten Befehl hatte Modjir Brahmul schon.

»Töte morgen nacht Professor Zamorra!«

***

Der Inder und sein Dämon befanden sich nicht allein zwischen den Hügeln. Sie hatten einen Zeugen gehabt.

Rayanagu war nicht weggelaufen, wie sein Sadhu ihm gesagt hatte.

Seine fast schon hündische Ergebenheit dem heiligen Mann gegenüber hatte es nicht zugelassen, daß er einfach verschwand. Die Sorge um Sadhu Shandri war auch noch stärker gewesen als die Furcht vor dem Drachenköpfigen, der plötzlich aus der Erde getaucht war. Und so hatte Rayanagu gesehen, was sich zwischen den Hügeln abspielte.

Trauer nistete sich in sein Herz und wich nicht mehr. Er ahnte, daß mit seinem Herrn Schreckliches geschehen sein mußte. Die guten Götter hatten ihre Hände von Sadhu Shandri genommen. Sein Guru lebte nicht mehr. Das wurde Rayanagu zur Gewißheit, als er das Zusammentreffen des Dämons mit einem Sterblichen beobachtete.

Flach drückte sich der Krüppel auf die Erde. Er wagte es nicht mehr, den Kopf zu heben. Seine Armstrünke zitterten. Entsetzen verschloß ihm würgend die Kehle. Sein Gaumen fühlte sich trocken an wie ein Stück Leder, das tagelang in der Sonne gelegen war. Sogar das Schlucken bereitete ihm Schmerzen.

Erst als der Motor wieder aufheulte, getraute sich Rayanagu aus seiner Deckung hervor. Er sah noch, wie das kastenförmige Auto wendete. Der Drachenköpfige aber war verschwunden, als hätte die Erde sich unter ihm aufgetan und ihn verschluckt.

Rayanagu klopfte sich umständlich den Staub vom Dhoti. Er hatte den Inder erkannt. Das Bild des Maharadscha-Nachfahren wurde als bunter Farbdruck in den Läden von Chhinwara verkauft. Die Bevölkerung verehrte die alten Fürsten noch, auch wenn die Regierung sie schon längst entmachtet hatte. Ein Maharadscha war ihren Vorstellungen nach ein gottähnliches Wesen, das man verehren mußte. Und so stellte man ihre Bilder zusammen mit den Abbildungen und Statuetten anderer Götter auf den Hausaltar, vor dem man Schutz und Segen für sich und seine Familie erflehte.

Doch eines wußte Rayanagu jetzt: der Maharadscha von Chhinwara war kein guter Gott. Er wollte töten. Er war vermutlich auch daran schuld, daß sein Sadhu nicht mehr zurückkam.

Und ein Name war gefallen.

Professor Zamorra.

Rayanagu wollte diesen Mann finden und warnen. Auf eine geheimnisvolle Art und Weise hatte dieser Name ihm Vertrauen eingeflößt und ihm ein Stück Lebensmut zurückgegeben.

***

Als Zamorra die Augen aufschlug, fiel sein erster Blick auf das Leuchtzifferblatt seiner Armbanduhr.

Zehn nach zwei.

Die Nacht lag draußen vor dem kunstvoll vergitterten Fenster wie ein schwarzer, mit Diamanten bestickter Samtvorhang. Er hob leicht seinen Kopf. Er war schwer, als wäre er mit flüssigem Blei gefüllt

worden. Nur sehr langsam kehrten seine Erinnerungen zurück.

Dieser Wein!

Ihr Gastgeber mußte irgend etwas hineingeschüttet haben. Doch diese Erkenntnis half ihm im Augenblick nicht weiter. Wichtiger war, daß er schleunigst wieder zu Kräften kam.

Mühsam setzte er sich auf. Seine Glieder fühlten sich an, als gehörten sie nicht zu ihm. Er bewegte seine Finger. Auch seine Augen funktionierten noch nicht richtig. Er sah alles wie durch eine Weitwinkeloptik. Die Perspektiven änderten sich, sobald er seinen Blick wandern ließ. Brummend schüttelte er den Kopf und massierte sich die Schläfen. Dann die Handgelenke und die Venen, die an den Unterarmen hervortraten. Er wollte, daß sein Blut schneller zirkulierte. Die Nieren mußten das Gift aus seinem Körper waschen.

Professor Zamorra kam endlich auf die Beine. Er mußte sich am Fußende des Bettes festhalten. Allmählich lösten sich die Schleier, die seinen Gesichtssinn trübten. Er sah wieder normal.

Nicole lag noch so, wie sie sich hatte fallen lassen. Und doch hatte ihre Lage sich geringfügig verändert. Zamorra selbst hatte geschlafen wie ein Stein. Er griff in seine Taschen.

Der Schlüsselbund, mit dem sich die Koffer öffnen ließen, die noch in ihrer Suite in Delhi lagen, befanden sich nicht mehr in der linken Tasche seines Blazers, sondern in der rechten. Dabei trug er sie immer links. Es war eine dieser festgefahrenen Gewohnheiten, deren man sich schon gar nicht mehr bewußt ist.

Er war durchsucht worden. Klar. Sonst hätte auch die Droge im Wein keinen Sinn gehabt.

Zamorra sah auf Nicole hinunter. Im Augenblick konnte er ihr nicht helfen. Sie hatte etwas mehr getrunken als er, und sie war viel leichter. Das Gift machte ihr mehr zu schaffen.

Sein Kreislauf stabilisierte sich. Die alte Kraft kehrte in seine Beine zurück, und auch das Brummen in seinem Kopf wurde erträglicher. Zamorra ging ins Bad. Das Licht brannte noch.

Er bückte sich zum Ablaufkrümmer hinunter und schraubte den Verschluß los. Wenig später griffen seine Finger tastend in den schleimigen Brei, stießen auf etwas Hartes.

Zamorra atmete befreit auf. Sie hatten es nicht gefunden. Er säuberte die Kette und das Amulett im Wasserstrahl, legte sich das geheimnisvolle Kleinod wieder um und versteckte es unter dem Hemd. Augenblicklich fühlte er sich wohler.

Ein Zeichen dafür, daß Modjir Brahmul nicht nur eine beliebige Droge, sondern einen wie auch immer gearteten magischen Stoff in den Wein gemixt hatte. Das Amulett mußte demnach auch Nicole helfen.

Zamorra nahm es sich wieder vom Hals und strich damit über die

heiße Stirn seiner Begleiterin. Nicoles Lider zuckten. Zamorras Verdacht hatte sich bestätigt.

Modjir Brahmul war das, was man im Westen einen Magier bezeichnete. Ein Anhänger der schwarzen Magie.

Zamorra kamen die Warnungen des Alten aus der Altstadt von Delhi in den Sinn: »Rudrasvin ist ein Gegner, der selbst Ihnen gefährlich werden kann, und Ihr Amulett kann Ihnen nicht in allen Situationen helfen…«

Der Dämonenjäger hütete sich davor, diese Warnungen auf die leichte Schulter zu nehmen. Echte Telepathen haben meist auch die Gabe der Präcognitation, des Hellsehens. Der weise Alte sollte seine Befürchtungen nicht in den Wind gesprochen haben.

Bei diesen Gedanken schlug Nicole die Augen auf. Sie kam schneller zu sich als Zamorra. Die Zauberkräfte des Amuletts hatten ihr geholfen. Sie war in dem Augenblick wieder voll da, als sie Zamorra sah. Der Dämonenjäger konnte das Amulett wegstecken.

»Chef?« fragte sie weinerlich und versuchte hochzukommen.

»Alles in Ordnung«, sagte Zamorra wider besseres Wissen. Er konnte seine Sekretärin und Geliebte nicht täuschen. Sie kannten sich schon viel zu gut. Sie wußte sehr genau, wenn Zamorra sie nur beruhigen wollte.

»Es ist schlimm, nicht?«

Zamorra nickte leicht.

»Meinetwegen sprechen wir offen darüber. Ja. Ich fürchte, es ist schlimm. Zwar glaube ich nicht, daß Modjir Brahmul uns absichtlich in eine Falle gelockt hat, aber unsere Bekanntschaft kam ihm bestimmt sehr entgegen. Er erkannte mich und das Amulett. Er wollte es haben. Unsere Zimmer wurden durchsucht und wir auch, als wir schliefen.«

»Oh!« machte Nicole. Sie hatte bemerkt, daß der Verschluß ihres Büstenhalters offen war. Sie hakte ihn wieder ein. »Scheint so«, fügte sie dann hinzu. »Sehr gründlich vermutlich.«

Zamorra grinste leicht.

»Aber er hat nicht gefunden, wonach er suchte. Ich konnte das Amulett vorher noch verstecken. Bevor mich das Zeug im Wein ebenfalls aus den Pantoffeln warf.« Er erklärte kurz, was er gemacht hatte. Nicole sah ihn bewundernd an. Das gewählte Versteck war nicht alltäglich gewesen.

»Und jetzt?« fragte sie dann.

»Wir werden uns aus dem Staub machen, was sonst«, antwortete der Dämonenjäger. »Ich traue diesem Raffzahn von Maharadscha-Nachkömmling nicht mehr über den Weg. Ich fürchte, wir können voraussetzen, daß er auch etwas mit diesem drachenköpfigen Dämon zu tun hat. Du erinnerst dich noch, was er über seine Drachen und

Echsen erzählte? Er züchtet sie. Und dann seine Gürtelschnallen. Da sagt mir nicht nur mein Gefühl, daß unser lieber Freund alles andere als unser Freund ist. Die Logik sagt genau dasselbe.«

»Ich fühle mich ziemlich verlassen«, meinte Nicole. »Unter all diesen finster dreinblickenden Dienern. Die Fenster sind vergittert. Und du glaubst, nach allem, was vorgefallen ist, ließe uns Mojir Brahmul einfach so laufen?«

Nicole hatte Zamorras Befürchtungen Worte gegeben. Das glaubte er tatsächlich nicht.

Er ging zur Tür, drückte die Klinke.

Es war abgesperrt. Vermutlich hatte es auch wenig Sinn, Gewalt anzuwenden. Die Tür aufzubrechen machte zuviel Lärm und rief nur Wachtposten auf den Plan, wenn nicht ohnehin schon welche durch die Gänge patrouillierten.

Abgeschlossen war auch die Verbindungstür zu den Räumen Nicoles. Zamorra versuchte seine Kräfte am Gitter des einzigen Fensters. Mond und Sterne spendeten nur wenig Licht.

Trotzdem sah Zamorra zumindest soviel, daß die Verankerung des Gitters nicht mehr aus diesem Jahrhundert stammte. Der Verputz bröckelte ab, wenn man mit dem Daumennagel daran schabte.

»Hol mir die Nagelfeile aus dem Bad«, sagte Zamorra. »Das Gitter meint es gut mit uns.«

Nach zehn Minuten hatte Zamorra es geschafft. Er hielt das Gitter in der Hand. Wenn er es quer hielt, konnte er es ins Zimmer ziehen und neben der Wand abstellen.

Das war auch der Augenblick, in dem der Schlüssel im Schloß knirschte.

***

Zamorra wollte herumfahren. Das Gitter in seinen Händen hinderte ihn. Er ließ es los und kümmerte sich nicht mehr darum, als es laut unten im Garten aufschlug. Geduckt und mit hängenden Armen stand er da.

»Weg, Nicole!« rief er. »Ins Bad!«

Aber es war schon zu spät.

Die Tür ging auf, und Licht überflutete den Raum. Unter dem Türbalken stand Modjir Brahmul Al Fujieb und hielt eine Pistole in der Hand. Seine buschigen Augenbrauen zog er überrascht hoch. Offensichtlich hatte er nicht damit gerechnet, seine »Gäste« schon wach vorzufinden. Aber der Inder fing sich schnell. Vor allem hatte er die Kanone in der Hand, ein Umstand, der sein Selbstvertrauen nur festigen konnte.

Zamorra hatte darauf verzichtet, eine Waffe mit nach Indien zu nehmen, obwohl er eine Lizenz besaß. Doch die indischen

Einreisebehörden konnten sich in diesen Dingen recht sperrig geben. Und schließlich hatte er nicht damit gerechnet, in ein Abenteuer dieser Art zu stolpern.

»Bleiben Sie, wo Sie sind!« sagte Modjir Brahmul scharf. Er hatte die Maske des freundlichen Gastgebers so total abgelegt, daß Zamorra und Nicole ihn kaum wiedererkannten. »Ein Fluchtversuch hat keinen Sinn. Sie würden diesen Raum nicht lebend verlassen.«

In Zamorras Seitentasche steckte noch die Nagelfeile. Sie ließ sich notfalls als Stichwaffe gebrauchen. Doch der Dämonenjäger schob diesen Gedanken wieder weit von sich, als sich hinter dem Inder noch zwei weitere dunkelhäutige Männer ins Zimmer schoben. Sie waren mit Maschinenpistolen bewaffnet. Modjir Brahmul hatte demnach nicht vor, auch nur das geringste Risiko einzugehen. In dieser Lage konnte Zamorra auch das Amulett nicht weiterhelfen. Es machte ihn nicht kugelfest, beschützte ihn nur vor Geistwesen und Dämonen. Blieb nur noch die Frage, ob auch der Maharadscha-Sproß bereits den Keim des Bösen in sich trug. Zamorra nahm es fast an. Aber er wollte ganz sicher gehen. Wenn er sich täuschte, waren sie ohnehin verloren.

Modjir Brahmul war bestimmt nicht der Mann, der Zeugen am Leben ließ.

Und er kam dem Gespensterjäger verändert vor. Der Ausdruck in seinen wildfunkelnden, schwarzen Augen hatte sich verändert. Die Pupillen waren groß, obwohl sie sich bei der grellen Deckenbeleuchtung hätten zusammenziehen müssen. Drogensüchtige haben diesen Blick, wenn sie auf dem Trip sind.

Doch eine Droge hatte Modjir Brahmul bestimmt nicht genommen.

Zamorra mußte es darauf ankommen lassen. Alles hing jetzt von der Entwicklung der nächsten Sekunden ab. Er bemühte sich um Ruhe.

»Sie sind hinter meinem Amulett her, nicht wahr?« fragte er. »Aber Sie werden es hier nicht finden. Hier nicht und auch nicht anderswo.«

Modjir Brahmul lächelte überheblich.

»Sie urteilen ein wenig vorschnell, mein Freund. Am Abend, unten auf der Terrasse, hatten Sie es noch.«

Zamorra winkte ab.

»Eine Kopie davon. Das stimmt. Aber nicht das Original. Und Sie haben nicht einmal die Kopie gefunden, als Sie unsere Zimmer durchsuchten. Um wieviel mehr Schwierigkeiten müssen Sie dann erst haben, wenn Sie das echte Medaillon finden wollen.«

Für Augenblicke war Modjir Brahmul irritiert. Dann lächelte er wieder. Die Pistole, die für Sekunden gesunken war, ruckte wieder hoch. Der Lauf zeigte genau auf Zamorras Brust.

»Muß ich hinzufügen, daß ich mit dem Ding auch treffen kann?« fragte er anzüglich grinsend.

Zamorra war auf eine Probe von Brahmuls Schießkünsten nicht

erpicht. Er glaubte ihm.

»Müssen Sie nicht«, antwortete Zamorra. »Aber schießen können Sie natürlich. Nur werden Sie auf diese Weise nie erfahren, wo das Amulett ist. Halten Sie mich denn für einen Narren? Ich hatte von Anfang an nicht angenommen, daß Sie der pure Zufall auf die Straße vom Airport nach Nagpur gebracht hatte.« Zamorra versuchte einen Bluff.

Modjir Brahmul grinste geringschätzig.

»War es aber. So unfehlbar, wie Sie sich halten, sind Sie also nicht. Aber ich bin dem Schicksal dankbar, das unsere Wege gekreuzt hat. Mit Ihrem Amulett und meinen — na, nennen wirs mal Fähigkeiten — bin ich nicht mehr zu schlagen.«

»Dann sind Ihnen die drei Morde anzulasten, die Rudrasvin in Delhi begangen hat?«

Die Kinnlade des Inders fiel nach unten. Seine Augen verengten sich plötzlich zu schmalen Schlitzen. »Sie wissen von Rudrasvin? Das ist unmöglich.«

Professor Zamorra zuckte mit den Schultern.

»Wenn Sie es vorziehen, nicht zu glauben, was Sie hören!«

Modjir Brahmuls Kinnlade klappte wieder zu. Aber hinter seiner hohen Stirn arbeitete es noch. Zamorras Enthüllung mußte ihm einiges zu kauen gegeben haben. Und das war schließlich der Zweck der Übung gewesen. Der Dämonenjäger wollte den Mann etwas herunterzerren von seinem hohen Podest. Das machte ihn verwundbarer. Wenn sein Denkapparat auf Hochtouren lief, achtete er zwangsläufig nicht mehr so konzentriert auf seine Umgebung.

Dafür jedoch waren die beiden Figuren mit den MP’s um so weniger beeindruckt. Sie verstanden kein einziges Wort von der auf englisch geführten Unterhaltung. Der Teufel mochte wissen, welchen der rund 600 Dialekte von knapp 200 Sprachgruppen, die in Indien gebräuchlich waren, sie beherrschten. Ihre Mienen blieben ausdruckslos und abweisend.

Modjir Brahmul stieß ein paar Worte aus, von denen Zamorra annahm, daß sie ein lästerlicher Fluch waren, denn die Mimik der beiden Schergen verdüsterte sich noch mehr. Modjir Brahmul bellte ihnen einen Befehl zu.

Ehe der Dämonenjäger reagieren konnte, waren sie bei Nicole und hakten sie unter. Nicole wollte aufschreien, doch da legte sich schon eine klobige Hand auf ihren roten Mund, die ihren Schrei erstickte. Nicole zappelte hilflos zwischen den beiden kräftigen Männern, die sie hochgehoben hatten wie eine Puppe.

»Tun Sie’s nicht, was Sie gerade denken«, sagte da der Inder kalt, »Meine eigentlichen Pläne sind mir wichtiger als Ihr Amulett. Ich würde schießen, wenn Sie auch nur einen falschen Schritt wagen.«

Der Dämonenjäger nahm ihm ab, daß der Maharadscha-Sproß keine leere Drohung ausstieß. Zamorra blieb auf der Stelle stehen. Der hilfesuchende Blick Nicoles schmerzte ihn, als hätte man ihm mit einer Nadel mitten ins Herz gestochen. Doch im Augenblick hatte Modjir Brahmul zweifellos das bessere Blatt in der Hand. Zamorra durfte sich nicht zu voreiligen und damit noch folgenreicheren Aktionen hinreißen lassen. So schwer ihm das auch fiel.

Wieder sagte der Inder etwas zu den beiden Männern. Die Pistole hielt er dabei auf Zamorra gerichtet. Der Lauf zeigte auf Zamorra, als wäre die Waffe einzementiert. Dieser Mann mußte sich ungeheuer in der Gewalt haben. Aber das sagte man Menschen seiner Rasse im allgemeinen nach.

Deshalb regte sich Zamorra auch nicht, als die Wachen mit Nicole aus dem Raum verschwanden. Zamorra mußte warten. Er konnte es nicht verhindern. Die Hände waren ihm gebunden, solange Modjir Brahmul keine Veranlassung sah, ihn zu schonen. Jetzt galt es, in erster Linie auf sich selbst aufzupassen, um Nicole dann vielleicht später helfen zu können.

»Sie sind klug«, meinte der Inder. »Ich hätte Sie tatsächlich umgelegt. Aber glauben Sie nicht, daß ich Ihnen deshalb auch nur den Hauch einer Chance lassen würde. Ihr Glück, daß ich Ihr Amulett immer noch haben möchte. Und Sie werden es mir geben. Freiwillig«, fügte er spöttisch hinzu. »Ich werde Sie jetzt etwas sehen lassen, was bisher noch kein Sterblicher zu sehen bekam. Gehen Sie doch ans Fenster. Nun machen Sie schon. Ihre kleine Freundin wird in diesem Augenblick vors Haus gebracht.«

Zamorra rieselte es kalt den Rücken hinunter. Er hätte es sich denken können, daß Modjir Brahmul nur eine neue Gemeinheit vorbereitete. Nicole war nicht zum ersten Mal als Druckmittel gegen ihn verwendet worden.

»Meine geliebte Achillesferse«, hatte er einmal zu ihr gesagt. Und diese Bezeichnung erwies sich in diesen Minuten wieder mal als leider sehr zutreffend.

Nur in einem Punkt irrte Modjir Brahmul Al Fujieb: würde Nicole auch nur ein Haar gekrümmt, würde Zamorra hochgehen wie eine Tonne TNT. Dann nahm er auch auf sich selbst keine Rücksicht mehr. Dann würde er versuchen, sich selbst einen schnellen Tod zu geben, wenn er keinen Ausweg mehr sah. Diese Kompromißlosigkeit im Handeln hatte ihm schon ein paar Mal geholfen.

Trotzdem trat er jetzt ans Fenster.

»Stützen Sie die Arme auf die Brüstung«, forderte der Inder ihn auf. Brutal drückte sich der Lauf der Waffe unter das linke Schulterblatt des Professors. Modjir Brahmul stand knapp hinter ihm.

»Was haben Sie vor?« fragte Zamorra mit belegter Stimme.

»Das werden Sie gleich sehen.«

»Aber das eine sage ich Ihnen jetzt schon«, erwiderte der Dämonenjäger gepreßt. »Wenn Miß Duval etwas geschieht, nehme ich auf Ihre lächerliche Kanone keine Rücksicht mehr. Und Sie werden das Amulett niemals finden!«

Modjir Brahmul lächelte mild. Er glaubte ihm nicht. Er vertraute auf die Qualen der Folter und auf Rudrasvin. Er fühlte sich unbesiegbar, und er wollte seinem Gefangenen eine Kostprobe seiner neuen Machtfülle geben. Der Inder war in dieser Nacht so unsagbar stolz auf sich selbst, daß sein Stolz ihn blind machte. Er unterschätzte Zamorra und die Zauberkraft des Amuletts, das in jenem Sekundenbruchteil zu brennen begann, als der Inder ihm die Waffe ins Kreuz drückte.

Zamorra schöpfte wieder Hoffnung.

Modjir Brahmul war vielleicht jetzt schon kein richtiger Mensch mehr, wenn er das vielleicht auch noch gar nicht wußte. Er war anatomisch noch ein menschliches Wesen. Doch in seinem Geist saß bereits der Bazillus des Bösen, ein Teil einer anderer Wesenheit. Sonst hätte das geheimnisvolle Silber nicht auf diese Weise reagiert.

Doch dann wurde Zamorras Aufmerksamkeit vom Geschehen unten im Park gefangengenommen. Die beiden Wachen hatten ihre MP’s geschultert und schleppten die sich heftig wehrende Nicole zwischen sich. Hinter ihm begann Modjir Brahmul zu murmeln. Worte klangen in einem monotonen Rhythmus. Sofort dachte der Dämonenjäger an Beschwörungsformeln.

Er wollte herumfahren, doch Modjir stieß ihm den Lauf so heftig in den Rücken, daß Zamorra für Sekunden schwindelig wurde.

»Nur ruhig Blut bewahren«, sagte der Inder hinter ihm hart. »Ihrer Begleiterin wird nichts passieren. Sie wird nur in einen sicheren Kerker gebracht. In einen Kerker, wie es ihn auf dieser Welt nicht gibt…«

Da brannten bei Zamorra sämtliche Sicherungen durch.

***

Auch der Inder hatte gebannt hinaus in den Park gestarrt. Sein Finger lag nicht mehr so streng am Abzug der Pistole. Sonst wäre sie losgegangen, als Zamorra herumwirbelte und dem Inder die Faust mit aller Kraft unter das Kinn setzte.

Knirschend schlugen die Zähne des Mannes aufeinander. Er wurde weit in den Raum zurückgeschleudert, ruderte wild mit den Armen, fand keinen Halt und stürzte schließlich hintenüber, als die Beine ihn nicht mehr trugen.

Zamorra hechtete ihm nach.

Er bekam gerade noch die Hand mit der Pistole zu fassen, umkrallte sie, drehte an ihr herum, als wolle er ein nasses Wäschestück

auswringen. Modjir Brahmuls Züge verzerrten sich zwar, doch er ließ die Waffe nicht los. Zamorra erkannte, daß er nicht nur körperliche Kräfte einsetzte, wenn er diesem Griff widerstand. Auch der stärkste Profi-Catcher hätte jetzt loslassen müssen.

Modjir Brahmul ließ nicht los.

Im Gegenteil.

Er schaffte es, gegen Zamorras Druck die Waffenhand auf Zamorra zuzubiegen. Das war mehr als ungewöhnlich, denn er spottete dabei sämtlichen Hebelgesetzen. Wenige Zentimeter vor Zamorras Gesicht tauchte der Lauf der Waffe auf. Und der Finger krümmte sich um den Abzug!

Zamorra mußte loslassen. Nur mehr Sekunden, und die Kugel würde ihm in den Schädel fahren. Ein greller Mündungsblitz, und dann nichts mehr.

Der Dämonenjäger gab dem Druck ganz plötzlich nach. Die Waffenmündung war schon über ihr Ziel hinausgeschossen, als sich donnernd der Schuß löste. Das Projektil riß eine daumendicke Kerbe in den Marmorboden, bis es als Querschläger in die Decke jaulte, wo es klatschend steckenblieb.

Zamorra setzte gleichzeitig beide Fäuste gegen den unter ihm liegenden Inder. Einem normalen Menschen wäre mit diesem Doppelschlag der Schädel zertrümmert worden.

Nicht so bei Modjir Brahmul. Er war nur leicht betäubt. In den weit aufgerissenen Augen war eher Überraschung als Schmerz zu lesen. Zamorra hatte nur ein Minimum an Zeit für sich herausgeschlagen. Einen zweiten Angriff konnte er mit herkömmlichen Mitteln nicht mehr abwehren.

Doch der Inder hatte ihm mittlerweile endgültig bewiesen, daß er mit Normalsterblichen nicht mehr gleichgestellt werden konnte. Das machte ihn auch verwundbar für Zamorras Medaillon.

Mit einem wuchtigen Ruck riß der Dämonenjäger sich die Kette vom Hals. Die Hand mit dem Amulett zuckte hinunter zum Waffenarm. Modjir Brahmul schrie gellend auf, als das Silber seine Haut berührte. An dieser Stelle bildete sich augenblicklich eine Blase, die zerplatzte und eine gelbe, eitrigtrübe Flüssigkeit verspritzte. Der Inder schrie weiter. Die Finger öffneten sich. Die Pistole klapperte auf das Pflaster. Mit einem schnellen Griff hatte Zamorra die Waffe an sich gebracht.

Modjir Brahmul hatte die Augen fürchterlich verdreht. Nur mehr das Weiße war sichtbar. Sein Mund mit den starken Zahnreihen klaffte weit. Und immer noch schrie dieser Mund seinen Schmerz heraus.

Zamorra sah keinen Anlaß gegeben, besonders zartfühlend mit dem Inder umzuspringen. Fest drückte er das Medaillon auf den Unterarm des Dämonenherrschers. Das runde Stück Edelmetall drang tiefer und tiefer, durchdrang das Fleisch und die Knochen wie ein erhitzter

Tauchsieder ein Stück Butter.

Modjir Brahmuls Schreie gingen in ein haltloses Wimmern über. Sein Körper wand sich in fürchterlichen Krämpfen, aber Zamorra gab nicht nach. Erst als der Inder sein Bewußtsein verlor, löste der Dämonenjäger das Amulett von der schwärenden Wunde. Wenn etwas Dämonisches in Modjir Brahmul gesteckt hatte, dann war es jetzt vernichtet.

Keuchend erhob sich der Professor. Der Kampf hatte ihn angestrengt. Er wankte auf das Fenster zu. Das Blut gefror ihm in den Adern. Für Nicole kam seine Hilfe zu spät.

Eben erhob sich das geflügelte Echsenwesen vom Ufer des künstlichen Sees. Es hielt Nicole zwischen den Fängen und rauschte flatternd davon. Hinauf nach Norden. Auf Sarasia zu.

Dorthin, wo das Satansgrab lag…

***

Professor Zamorra blieb nichts weiteres übrig, als dem davonflatternden Wesen in ohnmächtiger Wut nachzufluchen und zu hoffen, daß der Inder die Wahrheit gesagt hatte, als er angab, Nicole würde nur in eine Art Kerker gebracht, wie immer der auch aussehen mochte. Jedenfalls hatte es wenig Zweck, aus dem Fenster hinauszuschimpfen.

Die Wachen, die Nicole abgeschleppt hatten, lagen regungslos am Boden. Entweder der Schock war ihnen so sehr in die Glieder gefahren, oder sie hatten bei der Begegnung mit dem Geistwesen etwas abbekommen. Zamorra war das im Augenblick egal. Ihm ging es um Nicole.

Modjir Brahmul lag, wie er ihn verlassen hatte. Widerwillig beugte sich der Professor zu ihm hinunter, nahm die unverletzte Hand und tastete nach dem Puls. Er schlug schwach, aber er schlug.

Grimmig schnaubend packte der Dämonenjäger den Mann an den Schultern und schleifte ihn hinüber zum Bett. Bevor er sich weiter um seinen »Gastgeber« kümmerte, ging er noch zur Tür, zog den außen steckenden Schlüssel ab und versperrte die Tür von innen. Er wollte keine neuerlichen Überraschungen mehr erleben. Was er gerade hinter sich hatte, genügte ihm vollauf. Wenn er heute überhaupt noch etwas unternahm, dann nur, wenn er Nicole damit helfen konnte.

Im Bad stand unter dem Waschbecken ein verchromter Eimer, der die Abfälle aufnehmen sollte. Zamorra füllte ihn randvoll mit eiskaltem Wasser. Die Wasserversorgung mußte sogar noch an eine Kühlanlage angeschlossen sein.

Was wollte dieser Maharadscha-Sproß noch mehr vom Leben?

Er mußte zu jenen Zeitgenossen gehören, die den Kragen nie voll genug bekommen konnten, die sogar so weit gingen, sich der Mächte

aus den Zwischenreichen zu bedienen, um noch mehr zusammenzuraffen. Für Zamorra waren diese Leute krank.

Zamorra leerte das eiskalte Wasser über dem Inder aus. Das Amulett behielt er vorsichtshalber in der Hand. In die andere nahm er die Pistole. Ein japanisches Modell, das bestimmt auch seinen Dienst erfüllen würde.

Der Dämonenjäger klatschte dem Inder links und rechts ins nasse Gesicht, als er immer noch nicht zu sich kommen wollte. Die Wunde am Handgelenk begann bereits, sich wieder zu schließen. Also war seine Annahme, er hätte den Bazillus des Bösen aus diesem Körper vertrieben, falsch gewesen. Das sollte im Moment seine kleinste Sorge sein, doch Zamorra steckte die Pistole wieder weg und umwickelte dafür seine Rechte so, daß das silberne Amulett vor seinen zur Faust geballten Fingern baumelte.

Es war das einzige Mittel, um Modjir Brahmul zu irgend etwas zu zwingen.

Der Mann erwachte. Sofort verzerrte sein Gesicht sich wieder im Schreck, als er den Dämonenjäger über sich erkannte. Er sah auch sofort das Medaillon, das dicht über seinem Kopf pendelte. Er wollte noch weiter zurück in die weichen Kissen, doch es ging nicht. Schwer atmend blieb er liegen.

»Nicht…«, stöhnte er. »Bitte nicht… Es… es ist höllisch…«

»Stimmt«, antwortete Zamorra hart. »Aber nur für Kreaturen wie dich. Die Zeit der Tricks ist jetzt vorbei. Du lernst sonst die meinen kennen. Und mit dem Amulett könntest du ohnehin nichts mehr anfangen. Es würde dich vernichten, wenn du damit in Berührung kommst. Das hast du doch hoffentlich eingesehen.«

Der Inder nickte. Er ließ seinen Blick immer noch nicht vom Medaillon. Zamorra tippte es kurz auf die Stirn des Mannes.

Sofort quietschte er in schrillen, nicht mehr menschlich zu nennenden Tönen auf. Modjir Brahmul hatte den letzten Beweis seiner Unnatur erbracht. Entsprechend würde Zamorra ihn behandeln. Auf der Stirn zerplatzte eine eitrige Blase. Das Handgelenk war wieder intakt. Nur ein roter Fleck war geblieben.

»Du hast etwas von einem Kerker gesagt«, zischte Zamorra. »Du wirst mir jetzt noch viel mehr davon erzählen. Alles, was du weißt. Wenn du es nicht vorziehst, aufzuhören zu existieren. Du weißt, ich kann dich auslöschen.«

Wieder nickte der Inder angstvoll, schielte nach dem Silber.

»Tun Sie’s weg. Bitte, tun Sie’s weg. Es… es schmerzt.«

»Soll es auch«, meinte Zamorra sarkastisch. »Du hast dir das selbst zuzuschreiben. Aber das war nicht die Antwort, die ich erwarte.«

»Ich… ich… kann nicht sprechen, solange…«

»Und ob du kannst, mein Lieber. Du hättest nachdenken sollen, bevor

du dich mit Rudrasvin eingelassen hast. Glaubtest du tatsächlich, du kämst ungeschoren davon? Man kann mit Dämonen keinen Handel abschließen, ohne dabei am Schluß der Betrogene zu sein. Ich fürchte nur, daß diese Erkenntnis dich nicht mehr weiterbringt. Und jetzt heraus mit der Sprache. Endgültig. Vielleicht hast du noch eine Chance. Wo ist Nicole Duval? Wohin hat dieser Drachendämon sie verschleppt? Ins Satansgrab?«

Mühsam löste Modjir Brahmul oder das, was aus ihm geworden war, den Blick vom Medaillon. Zamorra nahm es auch etwas zurück, nachdem er bemerkte, daß es den Inder wirklich bei der Konzentration hinderte.

»Ja«, schnappte der Inder. »Aber da ist sie jetzt nicht mehr.«

»Wo dann, verdammt? Muß man jedes Wort aus dir herauskitzeln?«

»Nicht schon wieder das Amulett!« winselte Modjir Brahmul. »Bitte nicht. Ich spreche ja schon. Ich sage alles, was Sie wissen wollen. Nur berühren Sie mich nicht mehr. Ich vergehe…, ich verlösche…«

Widerwillig trat Zamorra einige Schritte zurück.

Und das war ein Fehler.

Unsagbar schnell, mit den Augen kaum mehr wahrzunehmen, kam der Dämonenknecht auf die Beine, rollte auf das offene Fenster zu und sprang auseinander wie eine gespannte Feder. Wie einer der Pfeile Rudrasvins schoß er hinaus in die Nacht und verschwand im Dunkel.

Zamorra jagte eine Kugel aus der Pistole hinter ihm her, sah dann jedoch ein, daß er den Inder mit einer Kugel nicht mehr verletzen konnte.

Er hastete ans Fenster.

Unten kam Modjir Brahmul gerade wieder hoch. Er hatte sogar den Hechtsprung aus einer Höhe von mehr als sechs Metern offensichtlich unbeschadet überstanden. Zamorra mußte ihm nach. Aber er ging nicht das Wagnis ein, das Kunststück des Inders zu wiederholen, weil er seine heilen Knochen brauchte.

Er schloß auf und stand Sekunden später auf dem langen Flur. Er war beleuchtet. Zamorra wunderte sich nur, warum nicht mehr Dienstboten auftauchten. Oder mehr Wachen.

Vielleicht jedoch hatte Modjir Brahmul sie weggeschickt, weil er sich seiner Sache zu sicher war. Zamorra konnte das nur recht sein. Ohne aufgehalten zu werden, erreichte er die Empfangshalle. Nichts mehr vom Zauber, der ihn umfangen hatte, als er dieses Prunkstück mittelindischer Architektur zum ersten Mal betrat. Nur die Sorge um Nicole kochte in ihm, ließ keiner anderen Empfindung mehr Raum.

Der Inder hatte ihn übertölpelt, und das steigerte seinen Zorn noch. Zamorra zwang sich zur Ruhe.

Draußen brummte ein Motor auf. Dem Klang nach dröhnte er in einem sehr robusten Fahrzeug. Zamorra fiel sofort ein Range Rover

an. Natürlich. Der reiche Plantagenbesitzer hatte sicherlich nicht nur einen Caddy in der Garage.

Der Dämonen jäger erreichte das Freie. Hinter ihm hasteten Schritte. Rufe des Erstaunens und der Ungewißheit. Zamorra konnte nur nach dem Tonfall urteilen. Die einzelnen Worte verstand er nicht.

Ein Range Rover von rechts. Zamorra hatte sich nicht getäuscht. Der Geländewagen bog in den asphaltierten Parkweg ein, auf dem sie am Vorabend gekommen waren. Doch weitaus interessanter war für den Dämonenjäger, woher der Rover gekommen war. Dort mußten auch noch andere Autos sein.

Zamorra rannte geduckt los, als die ersten Gestalten hinter ihm aus dem Palast liefen. Sie waren ausnahmslos bewaffnet, wie er mit einem schnellen Blick zurück feststellte. Ein Grund mehr, die Beine ganz gewaltig in die Hand zu nehmen. Ihm kam zuhilfe, daß auch die Bediensteten nicht wußten, was sich hier eigentlich abspielte. Modjir Brahmul würde sich ihnen gegenüber kaum in großartigen Erklärungen ausgelassen haben.

Er roch die Auspuffgase des Range Rover, die der Nacht wind nicht schnell genug vertreiben konnte. Dann stand er vor einem langgestreckten Gebäude, dessen sämtliche Tore offenstanden.

Zamorra schätzte, daß mindestens zehn Autos in der Halle standen. Er sah auch den Caddy.

Der Inder hatte in Nagpur vollgetankt. Also würde in diesem Wagen zumindest genügend Sprit sein, um bei der Verfolgung keine unliebsamen Überraschungen zu erleben. Der Schlüssel steckte im Zündschloß. Zamorra warf sich hinter das Steuer. Der Motor kam sofort. Mit heulenden Pneus erreichte der Professor die Parkstraße. Die Rücklichter des Range Rover schimmerten wie Katzenaugen am Ende der schnurgeraden Allee.

Der Dämonenjäger verlangte dem Motor das letzte ab, und das war ungeheuer viel. Der Caddy schoß vorwärts, als wäre an seinem Kofferraum ein Raketensatz gezündet worden. Vier Sekunden, und die Tachonadel pendelte bei siebzig Meilen, rutschte weiter auf achtzig, auf hundert, hundertzehn.

Wie graue Schatten huschten die Arekapalmen an den Seitenfenstern vorbei. Zamorra hing über das Steuer gebeugt. Der Abstand zum Range Rover hatte sich entscheidend verkleinert. Und der Dämonenjäger ging immer noch nicht vom Gas. Er war in der Stimmung, den Geländewagen des Inders einfach zu rammen und zu Schrott zu fahren. Leider jedoch konnte dieses Stopverfahren auch für ihn einen tödlichen Ausgang haben. Deshalb verringerte er die Geschwindigkeit, als vor ihm die Bremsleuchten aufflammten. Die Reifen ließen Gummi auf der Straße.

Der Rover bog nach links ab. Noch am Palam Airport in Delhi hatte

Zamorra sich eine Karte für die Umgebung von Nagpur und Chhinwara besorgt und sie während des Fluges studiert. Deshalb wußte er, daß Modjir Brahmul in Richtung Sarasia abgebogen sein mußte. Dann lag auch schon das dünne Rinnsal, der Pench, vor ihm im beginnenden Morgengrauen. Während der Monsunzeit schwoll dieser Fluß zu einem reißenden Strom an. Jetzt konnte man ihn durchwaten.

Sie kamen auf eine Straße, die diese Bezeichnung schon gar nicht mehr verdiente. Ein Weg, noch gut für Elefanten und Kamele. Nicht für Cadillacs und ihre weichen Stoßdämpfer. Die Räder knallten lautstark gegen die Radkästen und brachten die ganze Karosserie zum Dröhnen.

Modjir Brahmul brauchte auf sein Gefährt weniger Rücksicht zu nehmen. Der Rover sprang über die Unebenheiten wie ein störrischer Esel, aber er nahm sie. Vom Caddy flog der rechte vordere Kotflügel davon. Eine Staubwolke lag dicht wie Londoner Nebel über der Straße.

Trotz der geschlossenen Fenster drang beißender Staub ins Innere der Luxuskarosse und brachte Zamorra zum Husten. Er würgte, prustete und schnaubte.

Und fuhr unbeirrt weiter.

Seinem Gefühl nach hatten sie inzwischen an die acht Kilometer zurückgelegt. Zamorra klebte immer noch hinter dem Range Rover, als wäre er mit einem Abschleppseil mit dem Geländewagen verbunden.

Doch dann jagte Modjir Brahmul den Range Rover noch mehr. Der Caddy krachte mit dem Chassis voll auf die Straße. Ein lautes knirschendes Kreischen, und die Luxuslimousine hatte keine Ölwanne mehr. Vielleicht noch einen Kilometer, dann fraßen die Kolben. Zamorra fuhr auch noch diese letzte Strecke.

Weiter wäre er auch so nicht mehr gekommen, denn der Inder bog jetzt von der Straße ab. Zamorra ließ das Wrack stehen und hastete zu Fuß weiter. Immer dem Geländewagen nach.

Eine Stichflamme schoß hinter ihm in den grau werdenden Morgenhimmel. Der Explosionsdruck warf Zamorra zu Boden. Zu seinem Glück. Denn Sekundenbruchteile später schossen Blech- und Stahlteile wie Granatsplitter über ihn hinweg.

Die Ölwanne war's also nicht gewesen.

Sondern der Benzintank.

***

Modjir Brahmul schaute in den Rückspiegel. Doch der vibrierte so stark, daß er nichts erkennen konnte. Er drehte sich nach hinten. Er sah nur noch die schwarze Qualmwolke. Ein satanisches Grinsen

huschte über seine Gesichtszüge. Er hatte seinen Verfolger gerade noch abgehängt. Jetzt konnte ihm nichts mehr passieren. Jetzt war er in Sicherheit. Und dieses verdammte Amulett würde in der Hitze des brennenden Autos schmelzen.

Bald würde er sich Caddys kaufen können, soviel immer er wollte. Die Zukunft erstrahlte wieder in den rosigsten Farben für ihn.

Noch knappe zwei Kilometer, und er hatte es geschafft.

Der Inder ließ sich Zeit. Nichts drängte ihn mehr nach dieser Höllenfahrt. Genausogut hätte er jetzt auch wieder umkehren können. Die Neugierde trieb ihn weiter, wenn auch jetzt nur mehr im Schrittempo. Modjir Brahmul wollte die Grotte sehen, in der Rudrasvin jetzt hauste, wenn er — der Dämonenherrscher — ihn nicht rief. Vielleicht würde er auch diese Französin zurückverlangen. Sie war schön. Sehr schön. Man könnte sie zur Sklavin machen, überlegte Modjir Brahmul. Trotz seiner Widernatur lebten durchaus noch die Gelüste jedes Mannes in ihm.

Fast gemütlich fuhr er weiter. Er schaute nicht mehr zurück.

Den Eingang zur unterirdischen Höhle hatte er nach zehn Minuten erreicht. Aus dem Handschuhfach des Wagens holte er eine Taschenlampe. Bevor er sich an den Abstieg machte, flüsterte er nochmals die *Atharvavedas,* die ihn vor Rudrasvin schützten. Nur zur Sicherheit. Er war schon genügend Risiken eingegangen, nur weil er dem Irrglauben unterlegen war, das Amulett könne auch ihm etwas nützen. Von diesem Irrtum war er gründlich kuriert. Er konnte dieses Amulett nicht einmal berühren. Er konnte es nicht mehr.

Im Vertrauen auf seine neuen Fähigkeiten stürzte er sich in die Öffnung hinab. Er konnte sich nichts mehr brechen. Das hatte er bemerkt, als er sich aus dem Fenster seines Palastes stürzte.

Federnd kam er auf, leuchtete die Kammer ab, fand den richtigen Gang und stieg hinab in das domartige Gewölbe mit der Schlangengrube. Er stieg durch die Kobras und Mambas hindurch. Mochten sie ihn doch beißen.

Kurz darauf war er durch die Öffnung im Sarkophag gestiegen.

Er fiel nicht sehr tief, fiel auf die Hüfte, doch er spürte nicht einmal Schmerzen. Unter normalen Umständen, noch gestern, hätte er sich bei diesem Sprung sämtliche Knochen gebrochen. So aber stand er auf, als wäre nichts passiert. War auch nicht.

Er sah den Gong, wußte, daß er ihn mit dem riesigen Klöppel schlagen mußte, wenn er nicht besondere Mantras sprach, die Rudrasvin überallhin zitierten. Ganz nach seinem Wunsch und Willen.

Modjir Brahmul schlug den Gong an. Diesmal kein Singen und Schwirren mehr, sondern nur der dumpf-melodische Ton, der zu erklingen hatte. Die riesige Scheibe wurde durchsichtig. Modjir Brahmul tat einen Blick ins Paradies der alten Götter, ins Pantheon der

Weden.
Schon Sekunden darauf flatterte der Drachenköpfige herbei, verbeugte sich.
»Bring die junge Frau zurück«, sagte Modjir Brahmul. »Ich möchte sie mitnehmen. Schaff sie mir an die Erdoberfläche.«
»Dein Diener«, krächzte der Drachenköpfige und verbeugte sich wieder. »Möchtest du nicht einen Schritt ins Paradies der Götter wagen?«
Modjir Brahmul grinste gehässig. »Das würde dir wohl so passen. Ich weiß, daß ich dann nicht mehr zurückkäme. Mein Paradies ist auf dieser Seite. Und du wirst es mir erbauen. Und befolge endlich meinen Befehl. Oder soll ich die Mantras sprechen, die dir Qualen bereiten? Die Mantras von Varuna?«
»Nein, Herr, nicht!« Ein Geräusch klang aus dem Echsenschnabel, ähnlich wie ein Seufzen.
»Dann verschwinde. Und komm nicht ohne die weiße Frau zurück.«
»Ja, Herr.«

***

Zamorra hatte sich wieder aufgerafft. Er hetzte weiter. Den Landrover sah er nicht mehr. Nur die Staubwolke, die er hinter sich herzog. Und weit und breit keine weitere Menschenseele.
Nur die paar Hügel vor ihm. Auf einem davon stand eine Ruine. Zamorra war kein Fachmann für indische Architektur. Doch der Stupabauweise nach, die gerade noch zu erkennen war, mußte der Bau nach Christi Geburt errichtet worden und wiéder zerfallen sein.
Der Blazer hing ihm nur mehr in Fetzen vom Körper. Die Explosion hatte ihm fast den ganzen Stoff vom Leib geblasen.
Doch sein Amulett hatte er noch. Und mit ihm in der Faust stürmte er vorwärts. Dornengestrüpp riß seine Haut auf. Spitze Steine am Boden ruinierten die Reste seines Schuhwerks. Leichte Mokassins, die nicht viel aushielten. Er konnte sie wegwerfen, wenn er alles hinter sich hatte. In der Gesäßtasche hatte er noch genügend Travellerschecks, um weiterzukommen. Er brauchte nicht in den Palast zurück.
Wenn er weiterkam.
Bisher sah es noch nicht so aus.
Er kletterte auf einen der Hügel.
Da sah er den Range Rover in einem halben Kilometer Entfernung am Rande einer Bodensenke stehen. Der Platz hinter dem Steuer war leer. Zamorra spurtete los. Er hatte auch das Loch an der tiefsten Stelle der Erdmulde bemerkt. Ansonsten war das Gelände übersichtlich. Modjir Brahmul konnte nur in diese Öffnung hinein verschwunden sein.
Zamorras Lungen arbeiteten wie ein Blasebalg, als er sein Ziel

endlich erreicht hatte. Im Osten kündete ein silberheller Horizont einen neuen heißen Tag an. In spätestens drei Stunden würde die Hitze wieder unerträglich geworden sein.

Aus dem Loch zu seinen Füßen roch es modrig und nach feuchter Erde. Zamorra versuchte, den Grund zu sehen, doch so sehr er sich auch anstrengte, seine Augen fanden ihn nicht.

Er ging ein paar Schritte zur Seite und fand einen Stein. Er steckte sich gleich mehrere in die verbliebenen Taschen. Einen davon warf er in die Tiefe.

Das Geräusch des Aufpralls kam schon sehr bald. Keine drei Meter. Er machte einen weiteren Versuch und kam zum selben Ergebnis. Dann sprang er beherzt ins Dunkle.

Geschickt federte er den Aufprall ab. Es lohnte sich eben doch, wenn man den Körper ständig fit hielt.

Von oben fiel Zwielicht herab. Er konnte in etwa sehen, wo er sich befand. Eine Kammer. Dann die abzweigenden Gänge.

Der Dämonenjäger nahm sein Medaillon zuhilfe, um den für ihn richtigen herauszufinden. Er schloß die Augen und konzentrierte sich voll auf das Silber in seiner Faust. Er wählte jenen Gang, bei dem das Amulett ganz deutlich wärmer wurde.

In seiner Hosentasche steckte ein elektronisches Feuerzeug. Er hatte es kurz vor dem Abflug in Paris noch einmal frisch aufgefüllt, und er war nur ein mäßiger Raucher. Der Gastank mußte fast voll sein. Das bedeutete, daß die Flamme noch mindestens eine Viertelstunde lang brennen würde.

Zamorra marschierte los, erreichte das domgroße Gewölbe. Aus dem Sarkophag in der Mitte drang deutlich ein Lichtschimmer herauf. Es wurde gesprochen.

In Hindi.

Zamorra verstand nicht.

In die Schlangengrube wäre er um ein Haar gestolpert. Er bemerkte sie erst im allerletzten Augenblick. Gerade noch hielt er sich zurück.

Hinuntersteigen wollte er unter gar keinen Umständen. Ihn schauderte, als er in den Graben leuchtete. Der Biß einer einzigen Kobra konnte innerhalb einer halben Stunde tödlich sein. Und unter ihm ringelten sich ungezählte Vipern.

Trotzdem mußte er hinüber zum Sarkophag. Zamorra schätzte die Entfernung auf rund vier Meter. Sie war zu überwinden.

Er ging zurück und maß sorgfältig seine Schritte dabei. Das Feuerzeug stellte er an den Rand der Schlangengrube, damit er sah, wo er abspringen mußte.

Dann lief er an.

Kurz flog er durch die Luft. Seine Hände trafen genau auf den Rand des steinernen Grabmals, doch die Beine rutschten ihm weg. Er spürte

ein Zupfen an seiner ausgefransten Hose und zog sich hoch, so schnell er konnte. Anschließend schwang er ein Bein über die Brüstung und schaute vorsichtig hinunter.

Er sah den zum Spiegel gewordenen Gong, das Tor in eine andere Welt, in das Reich der wedischen Götter. Und er sah auch Modjir Brahmul, der wartend vor dieser glasklaren Fläche stand und erwartungsvoll hindurchstarrte. Seine ganze Haltung drückte Ungeduld aus.

Zamorra schloß für sich daraus, daß er ebenfalls noch warten mußte. Außerdem ging es diesmal bestimmt um die fünf bis sechs Meter hinunter. Die Höhe eines zwei- bis dreistöckigen Hauses.

Modjir Brahmul hatte ihn nicht bemerkt. Er widmete seine ganze Aufmerksamkeit dem Spiegelgong. Zamorra tat es ihm nach.

Gerade flatterte Rudrasvin mit seinen Riesenschwingen ins Bild. Zamorra unterdrückte nur mit Mühe einen Aufschrei, als er erkannte, wen der Drachenköpfige hier in seinen goldenen Armen hielt. Niemand anderen als seine Nicole. Zamorra schöpfte neue Hoffnung. Er wurde Zeuge, wie Rudrasvin mit seiner Last aus dem Tor zur Wedenwelt schritt. Die Flügel zusammengefaltet wie die Teufelsabbildungen auf den Gemälden von Hyronimus Bosch, dem mittelalterlichen Altvater aller Surrealisten.

Doch das Mädchen regte sich nicht. Zamorra glaubte jedoch zu bemerken, daß sie die Nase kraus zog, als Rudrasvin sie auf den jadegrünen Stein legte.

»Gut«, sagte der Inder in diesem Augenblick. »Ihr ist nichts geschehen?«

»Nein, Herr. Ihr ist nichts geschehen. Sie hat geschlafen. Sie wird bald wieder erwachen.«

Modjir Brahmul grunzte zufrieden.

»Dann wirst du uns beide jetzt wieder hinauf zur Erde bringen. Das kannst du doch?«

»Ja, Herr. Mit mir dringst du durch jeden Fels.«

Zamorra glaubte dem Dämon auch so. Er brauchte diese Demonstration nicht. Er brauchte Nicole.

Der Dämonenjäger ließ sich in die Tiefe hinabgleiten, baumelte Sekunden in der Luft und ließ dann los. Klatschend kam er auf.

Der Inder fuhr herum. Die Augen in ungläubigem Staunen geweitet.

»Sie…?«

Zamorra hatte sich nichts gebrochen. Nur sein Knöchel schmerzte höllisch. Vermutlich angestaucht. Doch darauf nahm er jetzt keine Rücksicht. Er sah sich kurz vor seinem Ziel.

»Ja, ich«, erwiderte Zamorra gepreßt und taxierte, wen er zuerst angreifen sollte. Modjir nahm ihm die Entscheidung ab.

»Auf ihn!« kreischte er in schrillem Falsett. Der Befehl hatte eindeutig

dem Dämon gegolten. Schwerfällig setzte sich der Drachenköpfige in Bewegung. Der Raum war zu eng für ihn. Seine Krallen konnte er nicht einsetzen.

Zamorra war nur beeindruckt von der Größe des Monsters. Es überragte ihn um eine Körperlänge. Wenn er sich streckte, reichte er vielleicht noch bis zur goldenen Brust des Wesens. Und nun kam es auf ihn zu. Riesig und bedrohlich.

Dampf wich zischend aus den Löchern am Schnabel. Mordlustig glitzerten die lidlosen gelben Augen, schienen Pfeile auf ihn abzuschießen. Die Hände ließen Bogen und Köcher fallen, wurden selbst zu Pfeilen, mit denen das Wesen auf Zamorra zustach.

Den ersten Hieben konnte der Dämonenjäger ausweichen, weil seine kleinere Statur ihm größere Beweglichkeit verlieh. Doch dann kamen die kraftvoll geführten Hiebe immer näher und näher. Er wußte nicht, was geschehen würde, wenn sie ihn verletzten. Er hatte es schließlich mit einem manifesten Wesen zu tun, und die Spitzen in der Form eines stilisierten Drachenkopfes würden fürchterliche Wunden reißen.

Zamorra ließ es lieber nicht darauf ankommen.

»Bring ihn um!« kreischte der Dämonenknecht in seiner Ecke. »Bring ihn um, Rudrasvin! Zerfleische ihn! Zerhacke ihn! Mach ihn tot! Mach ihn endlich tot! Ich befehle es dir!«

Ein weiterer, diesmal fintierter Stich. Haarscharf strich er an Zamorras Hüfte vorbei. Schon schoß die andere Pfeilspitze nach. Zamorra entging ihr durch schnelles Wegducken. Er spürte, daß er müde wurde. Und der verstauchte Knöchel behinderte ihn. Bei jedem Stellungswechsel rasten höllische Schmerzen bis hoch zum Knie.

Zamorra wurde gegen die rückwärtige Wand gedrängt. Fauliger Atem streifte ihn. Ihm wurde übel. Sein Magen revoltierte. Und der Abstand zum Dämon verringerte sich mehr und mehr.

Den nächsten Hieb, der ihm den Tod hätte bringen sollen, unterlief er. Dort, wo der zum Echsenschnabel verwandelte Arm auf den gewachsenen Fels stieß, sprühten Funken aus dem Gestein. Die Wucht des Hiebes mußte mörderisch gewesen sein.

Zamorra blieb in den stinkenden, haarigen Fledermausflügeln Rudrasvins hängen. Es wurde schwarz um ihn. Dunkel ahnte er, daß er in eine Falle geraten war. Die labbrigen Flügel schlossen sich wie ein Kokon um ihn. Plötzlich spürte er Muskelstränge. Sie drückten ihn wie eiserne Ringe, die immer enger wurden. Wie der Würgegriff einer Riesenschlange. Der Dämonenjäger schrie erstickt auf. Bisher hatte er sein Amulett noch nicht einsetzen können. Als er es gegen die Flügel, die ihn umgaben, ihn einhüllten, drückte, zeigte der Dämon kaum Wirkung. Nur sein Fauchen wurde noch eine Spur wütender und bedrohlicher.

Doch dann fühlte Zamorra sich hochgehoben. Für einen kurzen

Augenblick tauchte der geifernde Echsenschnabel vor seinem Gesicht auf. Der Dämonenjäger setzte alles auf eine Karte.

Jetzt oder nie! schoß es ihm durch den Kopf.

Und dann rammte er seinen frei gewordenen Arm mit dem Amulett, das er um die Faust gewickelt hatte, tief in den Rachen des Ungeheuers.

Die Wirkung war verblüffend.

Die Hautfalten der Flügel öffneten sich, gaben ihn frei. Doch Zamorras Arm blieb im Schnabel der Echse hängen, als wäre er dort angewachsen. Mit seinem Gewicht zog der Dämonenjäger den Drachenschädel nach unten. Der Dämon verlor an Kraft. Sein Arm fühlte sich an wie festgesaugt. Eine weiche, klebrige Masse umgab ihn. Die wurde jetzt heiß.

Dem Ungeheuer wuchsen die Augen aus dem fiedrigen Schädel. Weit und weiter. An Stielen blieben sie hängen, neigten sich nach unten wie die Zweige einer Trauerweide. Schließlich riß der weißliche Faden, an dem sie hingen, und die Echsenaugen fielen zu Boden, wo sie zischend und brodelnd vergingen. Leer bleckten die Höhlungen, in denen sie gesessen hatten.

Mit einem Male konnte Zamorra auch seinen Arm wieder aus dem Schlund befreien. Der Echsenschnabel bröckelte ab, als würde er innerhalb von Sekunden in Verwesung übergehen, zu Staub zerfallen. Rasend schnell ging mit dem übrigen Körper dieselbe Veränderung vor.

Der Goldglanz des Körpers wurde stumpf, wurde bräunlich, dann lösten sich die Brust- und Bauchpartien förmlich auf. Die vorher so stämmigen Beine brachen in sich zusammen wie ein Fabrikschlot bei der Sprengung. In den Flügeln bildeten sich Löcher, wurden größer und größer, bis nur mehr die Skelettstangen übrig waren, die sich ebenfalls auflösten.

Modjir Brahmuls Schrei war vergangen.

Der Inder hatte sich in einer Ecke zusammengekauert. Zamorra wandte sich ihm zu, als von Rudrasvin nicht mehr als ein Häuflein bräunlicher Asche übriggeblieben war.

Das Gesicht leuchtete wächsern bleich neben dem Gong hervor, dessen Bild langsam verblaßte. Die Landschaft löste sich auf in einem Nebel. Zamorra kümmerte sich nicht darum. Er wollte jetzt auch noch den Dämonenknecht haben, um auch noch das Letzte von Rudrasvin aus dieser Welt zu verbannen.

Der Dämonenknecht wehrte sich nicht mehr. Er wimmerte nur. Zamorra wurde den Eindruck nicht los, daß Modjir Brahmul kleiner geworden war. Bis er bemerkte, daß er hier nichts mehr zu unternehmen brauchte.

Das Wesen, das einmal ein Maharadscha-Sohn gewesen war, lebte

bereits nicht mehr. Es wurde geringer und geringer, schrumpfte zusammen und zerfiel. Zamorra sah noch, wie die ebenfalls bräunliche Asche wie von Geisterhand bewegt auf die Überreste des Dämons zukroch. Als nur mehr ein poröser Klumpen geblieben war, leuchtete er kurz auf. Flammen züngelten grellweiß hoch. Dann ein Blitz, als würde Magnesium verbrannt, und als Zamorra die Augen wieder öffnete, war gar nichts mehr.

Er stand in tiefer Dunkelheit. Nur von weit oben schimmerte es ein wenig herunter.

Das Feuerzeug.

Es stand immer noch oben am Rand der Schlangengrube.

Die Öffnung lag sechs Meter über ihnen genau über der Mitte der Grabkammer.

»Nicole?«

»Chef?«

»Du bist in Ordnung?«

»Ja. Wo sind wir?«

»Wenn keine Hilfe kommt, in unserem eigenen Grab«, antwortete Zamorra düster. »Oder hast du eine Ahnung, wie wir jemals da hinauf kommen sollen?«

***

Die Hochstimmung, in der Zamorra kurz vorher noch geschwebt hatte, kehrte sich um in stumme Verzweiflung. Er hatte einen Dämon besiegt und sein eigenes Leben dabei verloren. Keine Aussicht darauf, daß jemals jemand sich überhaupt in diese als versucht geltende Gegend wagen würde.

»Pyrrhus war ein Waisenknabe geben mich«, murmelte Zamorra.

Nicole verstand natürlich die Anspielung auf einen Vorfall aus der griechischen Geschichte. Pyrrhus, König von Epirus, hatte im Jahre 279 v. Chr. bei Asculum in Apulien die Römer besiegt. Aber mit ungeheuren Verlusten, was ihn zum Ausspruch veranlaßt haben soll: »Noch so ein Sieg, und wir sind verloren…«

Der Französin blieb nur, Zamorras Galgenhumor zu bewundern. Sie brachte diese Nervenkraft jedenfalls nicht auf. Sie schmiegte sich eng an ihren Professor und wollte getröstet werden.

Zamorra sah sich dazu nicht in der Lage.

Seit auch der Gong sich in nichts aufgelöst hatte, saßen sie im Finstern auf der kalten Jadeplatte. Zamorra hatte schon überlegt, ob er nicht Steine aus den Felswänden brechen und sie übereinanderschütten sollte. Doch nachdem er kurz nachgerechnet hatte, daß über dieser Arbeit reichlich drei Wochen vergehen würden, ließ er es wieder bleiben.

Anschließend hatten sie sich noch fünf Minuten die Kehlen heiser

geschrien.
Mit dem erwarteten Mißerfolg.
Als deshalb Zamorra Schritte über sich zu hören glaubte, dachte er zuerst daran, daß seine Ohren ihm einen Streich spielten.
Aber Nicole hörte sie auch. Sie krallte ihre Fingernägel in Zamorras Arm.
»Da ist was, Chef!«
Der Dämonenjäger sprang auf die Beine und dachte nicht mehr an seinen verstauchten Knöchel. Er schrie vielmehr:
»Ist da jemand?«
Das Echo warf seinen Ruf wie zum Hohn zurück. Sonst kam keine Antwort. Oder doch?
War da nicht ein unverständliches Lallen?
Dann bestand kein Zweifel mehr. Im Lichtschein des eigenen Feuerzeugs schob sich ein Kopf über die Öffnung.
Ein Mensch!
Rayanagu!
Er hatte den Range Rover zurückkommen sehen und war umgekehrt, weil er die Suche nach seinem Sadhu immer noch nicht aufgegeben hatte. An dessen Stelle fand er jetzt einen Mann und eine Frau.
Ein Seil kam herunter. Zamorra erinnerte sich, es auf der Ladefläche des Geländewagens gesehen zu haben.
Egal, wer der Mann da oben war. Er wollte ihnen offensichtlich helfen.
Zamorra faßte nach dem Seil. War der Mann stumm? Er gab nur diese brabbelnden Laute von sich.
Auch egal.
Der Dämonenjäger band Nicole am Ende des Seils fest. »Hilf ihm, wenn du oben bist«, gab er ihr als guten Rat mit auf den Weg. Dann winkte er. Der Kopf über dem Sarkophag nickte und verschwand. Nicole wurde hochgezogen. Zamorra half mit, solange er konnte.
Kurz darauf kam das Seil ein zweites Mal herunter. »Ihr braucht nur festzuhalten!« rief Zamorra. »Klettern kann ich noch.«
Er hantelte sich aufwärts, kletterte aus dem Satansgrab, das um ein Haar zu seinem Sarg geworden wäre.
Zamorra betrachtete sich den alten, abgezehrten Mann. Er hatte keine Hände, keine Stimme. Das eine Ende des Seils hatte er sich um die schmalen Hüften gewickelt. In dem dürren Kerl mußte eine ungeheure Kraft und Zähigkeit stecken.
Doch vor allem wollte Zamorra wieder zurück ans Tageslicht. Der Alte übernahm unaufgefordert die Führung.
Den letzten Höhenunterschied schaffte Zamorra mit einem Sprung. Er war es jetzt, der den Inder und Nicole nach oben zog.
Der Inder verbeugte sich vor ihm. Zamorra kam das äußerst selten

vor. »Kannst du schreiben?« fragte er in Englisch.

Der Alte schüttelte den Kopf, und Zamorra seufzte. Wie sollte er sich mit dem Mann jemals verständigen? Wenigstens erfaßte er den Sinn seiner Worte. Das war wenig, aber besser als gar nichts.

»Du fährst mit uns«, stellte Zamorra fest und schob den Mann in den Range Rover.

»Kann ich mal Ihre Zunge sehen? Zunge?« fragte Nicole.

Der Alte streckte ihr den verquollenen Klumpen heraus. Auch Zamorra betrachtete sich interessiert die Narbe.

»Schlecht verheilt«, stellte er fest. »Sie wurde ihm gespalten. Aber das kann ein guter Chirurg wieder reparieren. Die Operation ist nicht schlimmer als die Korrektion einer Hasenscharte.« Der Alte verstand sie nicht. Aber in seinen dunklen Augen stand, daß er grenzenloses Vertrauen zu den Menschen hatte, die er gerettet hatte.

Vielleicht konnte er schon in drei Wochen eine Menge erzählen. So lange wollte Zamorra noch in Delhi bleiben.

Der Professor startete den Motor und fuhr der aufgehenden Sonne entgegen.

ENDE